La San Felice.

Hiſtoriſcher Roman

aus der Zeit Neapels während der Franzoſen-Herrſchaft

von

Alexander Dumas.

Deutſch

von

A. Kretzſchmar.

Vierzehnter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1865.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erſtes Capitel.

Die Gewiſſensbiſſe Fra Paciſico's.

Wie der Traum Athalia's hatte auch Nelſon's Feſt mit einem Donnerſchlag geendet.

Emma Lyonna hatte erſt vor der ſchrecklichen Erſcheinung feſt bleiben wollen, aber die Bewegung der See, welche aus Südoſten kam, trieb den Leichnam, wie man deutlich ſehen konnte, dem Schiffe zu, und Emma eilte rückwärts davon und fiel halb ohnmächtig in einen Seſſel.

Da war es, wo Nelſon, welcher ebenſo unerſchütterlich in ſeinem Muthe, wie unverſöhnlich in ſeinem Haß war, Harry den Befehl ertheilte, welchen wir gehört haben.

Harry gehorchte augenblicklich, ein Boot ward ausgeſetzt, ſechs Männer und ein Bootsmann ſtiegen hinein, während der Capitän Harry ihnen folgte.

Wie ein Schwarm Vögel auseinanderfliegt, wenn ein Geier unter ſie fährt, ſo entfernten ſich auch die Boote, wie wir bereits erzählt haben, von dem Leichnam, und glitten ohne Muſik, mit ausgelöſchten Fackeln auf dem Meere dahin, während bei jedem Ruderſchlage eine Funkengarbe aufſprühte.

Die, welche durch den Leichnam vom feſten Lande getrennt wurden, machten einen weiten Bogen, um ihn zu umgehen, und bewegten ihre Ruder deſto mehr, je größer der Kreis war, den ſie zu umfahren hatten.

Auf dem Schiffe hatten ſich alle Gäſte von der Tafel

erhoben und drängten ſich nach der hinteren, dem Leichnam gegenüberliegenden Seite, während ein Jeder nach ſeinen Ruderern rief. Nur die engliſchen Officiere ſtanden auf der Gallerie, und redeten den Leichnam mit mehr oder minder groben Spottreden an, dem ſich der Capitän Harry und ſeine Leute mit kräftigen Ruderſchlägen näherten.

Als man bis zu dem Leichnam gekommen, und als Harry ſah, daß ſeine Leute ihn anzugreifen zögerten, ergriff er ihn bei den Haaren und verſuchte ihn aus dem Waſſer zu ziehen, aber der Körper war ſo ſchwer, daß es war, als würde er durch eine unſichtbare Kraft im Meere zurückgehalten, und der Capitän behielt nur die Haare in der Hand.

Er ſtieß einen Fluch aus, in dem ſich vorherrſchend Ekel ausdrückte, wuſch die Hand im Meere, und befahl Zweien ſeiner Leute die Leiche an dem Strick zu faſſen, welcher noch um ihren Hals befeſtigt war, und ſie in das Boot zu ziehen.

Aber nur der vom Körper getrennte Kopf, welcher nicht die ganze Laſt desſelben zu tragen vermochte, gehorchte den Anſtrengungen der Männer und rollte in das Boot.

Harry ſtampfte mit dem Fuße.

»Ah, Du Dämon!« murmelte er, »wehre Dich nur, Du wirſt doch hier herein müſſen, und ſollte ich Dir ein Glied nach dem andern abreißen!«

Der König betete in ſeiner Cajüte, während er den Caplan am Kragen ſeines Gewandes gefaßt hielt und in nervöſem Zittern ſchüttelte; Nelſon ließ der ſchönen Emma Lyonna Salze einathmen; Sir William verſuchte die Er-

ſcheinung auf wiſſenſchaftlichem Wege zu erklären; die Offiziere ſpotteten immer ärger, und die Boote fuhren fort ſich zu entfernen.

Die Matroſen hatten auf Harry's Befehl den Strick, welcher Caracciolo den Hals zuſammenſchnürte, unter ſeinen Armen durchgezogen, und zogen ihn an ſich; aber obgleich die Körper im Waſſer beinahe ein Drittel ihrer natürlichen Schwere verlieren, ſo gelang es doch kaum den vereinten Anſtrengungen von vier Männern den Rumpf über den Rand des Bootes zu bringen.

Die engliſchen Officiere klatſchten mit lautem Gelächter in die Hände und ſchrieen:

»Hurrah, es lebe Harry!«

Das Boot erreichte wieder das Schiff und ward unter dem Bugſpriet mit einem Tau feſtgebunden.

Die Officiere, welche gern die Urſache dieſes Wunders erfahren wollten, gingen von dem Spiegel nach dem Bug, während die Gäſte das Schiff verſtohlen auf den Treppen rechts und links verließen, da ſie ſchnell einem Schauſpiel entfliehen wollten, welches für die Mehrzahl von ihnen etwas Diaboliſches oder doch wenigſtens etwas Uebernatürliches hatte.

Sir William hatte mit der Erklärung das Richtige getroffen, daß nach einer gewiſſen Zeit die Körper der Ertränkten ſich mit Waſſer und Luft füllten und natürlich auf die Oberfläche des Meeres zurückkämen; was aber erſtaunenerregend, außergewöhnlich und wunderbar wäre, ſei, daß der Admiral emporgeſtiegen wäre, und den König ſo erſchreckt hätte, trotz der zwei Kugeln, welche man an ſeinen Füßen befeſtigt.

Der Capitän Harry, deſſen Bericht wir dieſe Einzelheiten entnehmen, wog die beiden Kugeln und verſichert, daß ſie zweihundertundfünfzig Pfund wogen.

Der Caplan der »Minerva«, derſelbe, welcher Caracciolo auf den Tod vorbereitet hatte, ward gerufen und zu Rathe gezogen, was man wohl mit dem Leichnam machen ſollte.

»Hat man den König über den Vorfall unterrichtet?« fragte er.

»Der König iſt Einer der Erſten geweſen, welche die Erſcheinung geſehen haben,« gab man zur Antwort.

»Und was hat er geſagt?«

»Er hat in ſeinem Schrecken erlaubt, daß die Leiche ein chriſtliches Begräbniß erhalte.«

»Nun, dann müſſen wir thun, was uns der König befohlen hat,« ſagte der Caplan.

So gab man ſich denn weiter nicht mit der Angelegenheit ab, und überließ dem Caplan die Sorgen des Begräbniſſes.

Doch ſollte dieſem bald ein Helfer erſcheinen, den er gar nicht erwartet hatte.

Die Leiche des Admirals war im vollſtändigen Baueranzug, nur ohne Jacke, da man ihm dieſe wegen der Hinrichtung ausgezogen, in dem Boote liegen geblieben, in welches man ihn aufgenommen.

Der Caplan hatte ſich im Hintertheil des Bootes niedergeſetzt, und las beim Scheine einer Laterne Gebete für den Todten, welche er in dieſer ſchönen Juninacht eben ſo gut beim bloßen Licht des Mondes hätte leſen können.

Bei Tagesanbruch ſah er ein Boot auf das ſeinige

zukommen, welches von zwei Schiffern gerudert ward, und in dem ein einziger Mönch ſich befand. Dieſer Mönch, welcher ſehr groß war, ſtand vorn im Boote, und zwar ſo ſicher auf der ſchmalen Spitze desſelben, als ob er ſelbſt Seemann wäre.

Da der wachhabende Officier ſofort bemerkte, daß die Ankömmlinge mit dem Boote, in welchem die Leiche lag, zu thun hätten, aber nicht mit dem Schiff, und da Nelſon befohlen hatte, wenn man ſelbſt nichts thun wollte, es doch wenigſtens Anderen thun zu laſſen, ſo bekümmerte man ſich nicht um das Boot, welches übrigens nur einen Mönch mit zwei Schiffern trug.

Wirklich ruderten die zwei Schiffer das Boot gerade auf die Barke zu, neben welcher es anlegte.

Der Mönch wechſelte einige Worte mit dem Caplan, ſprang in die Barke und betrachtete einen Augenblick ſchweigend den Leichnam, während dicke Thränen ſeinen Augen entquollen.

Unterdeſſen ſtieg der Caplan in das Boot, in welchem der Mönch gekommen, und begab ſich an Bord des »Donnerers«.

Er wollte hier die letzten Befehle Nelſon's in Empfang nehmen.

Dieſe lauteten dahin, daß man mit der Leiche machen könnte, was man wollte, da der König ſeine Erlaubniß zu einem chriſtlichen Begräbniß gegeben hätte.

Dieſer Beſcheid ward dem Mönch von dem Caplan überbracht. Der Mönch nahm die Leiche in ſeine ſtarken Arme und trug ſie aus der Barke in das Boot, in welchem er gekommen war.

Der Caplan folgte ihm.

Dann ruderten die beiden Matroſen, welche vom Quai del Piliere gekommen waren, auf den Befehl des Mönches gerade nach Santa-Lucia, dem Kirchſpiel, welchem Caracciolo angehörte.

Obgleich in Santa-Lucia faſt nur Royaliſten wohnten, ward Caracciulo doch dort wegen ſeiner Wohlthätigkeit angebetet. Ueberdies wohnten in Santa Lucia die beſten Matroſen der neapolitaniſchen Marine, und alle, welche unter dem Admiral gedient hatten, erinnerten ſich lebhaft der drei Eigenſchaften eines Mannes, welcher Anderen befehlen will, nämlich des Muthes, der Güte und der Gerechtigkeit.

Caracciolo vereinigte dieſe drei Eigenſchaften in hohem Maße.

Kaum hatte der Mönch mit einigen ihm begegnenden Fiſchern einige Worte gewechſelt, und kaum verbreitete ſich das Gerücht, daß der Leichnam des Admirals eine Ruheſtätte unter ſeinen alten Freunden ſuche, als das ganze Kirchſpiel in Bewegung gerieth, und der Mönch brauchte nur das Haus zu wählen, in welchem die Leiche bis zum Begräbniß liegen ſollte.

Man gab einem Hauſe den Vorzug, welches dem Boote am nächſten ſtand.

Zwanzig Arme erboten ſich, die Leiche zu tragen, aber der Mönch nahm dieſelbe, wie er es bereits gethan, in ſeine Arme, ſchritt mit der theuern Laſt über den Quai, legte ſie auf ein Lager, kam wieder, und holte den Kopf, um ihn ebenſo wie den Rumpf zur Ruhe zu bringen.

Er verlangte ein Tuch, in welches er die Leiche hüllen

konnte, und nach fünf Minuten kamen zwanzig Frauen gelaufen, von denen jede rief:

»Er war ein Märtyrer, nehmt mein Tuch, er wird meinem Hauſe Glück bringen.«

Der Mönch wählte das ſchönſte, neueſte, feinſte, und während der Caplan fortfuhr Gebete zu leſen, die Frauen im Kreiſe um das Bett knieten, auf welchem der Admiral lag, während die Männer, welche hinter den Frauen ſtanden, die Thür verſperrten und die übrige Menſchenmaſſe bis auf die Straße hinaus reichte, zog der Mönch mit frommer Hand die Leiche aus, legte das Haupt zum Rumpf und hüllte den Körper in ein doppeltes Tuch.

Aus dem benachbarten Hauſe, welches einem Tiſchler gehörte, vernahm man Hammerſchläge; man nagelte nämlich in Eile einen Sarg für den Admiral zuſammen.

Um 9 Uhr brachte man den Sarg, der Mönch legte die Leiche hinein, dann brachten alle Frauen des Kirchſpiels entweder Lorbeerzweige, da ja Lorbeer in allen Gärten Neapels wächſt, oder Blumen, wie man ſie an allen Fenſtern ſieht, und ſo ward die Leiche ganz damit überdeckt.

Jetzt begannen die Glocken der kleinen Kirche von Santa-Lucia traurig zu läuten, und die Geiſtlichkeit erſchien an der Thür.

Man ſchloß den Sarg, ſechs Matroſen nahmen ihn auf die Schultern, der Mönch folgte gleich hinter demſelben, und ihm folgten wieder alle Bewohner von Santa-Lucia.

Links vom Altar auf dem Chor hatte man eine Steinplatte aufgehoben und die Grabgeſänge begannen.

Die Neapolitaner, welche Alles übertreiben, und welche vielleicht in die Hände geklatſcht, als ſie Caracciolo hängen ſahen, zerfloſſen jetzt in Thränen und Schluchzen, als die Prieſter an dem Sarge beteten und ſangen.

Die Männer ſchlugen mit der Fauſt an die Bruſt, und die Frauen zerkratzten ſich mit den Nägeln das Geſicht.

Es war als ob ein allgemeines Unglück, eine unheilvolle Calamität das Königreich heimſuchte.

Dieſe Betrübniß erſtreckte ſich jedoch nur von dem Rieſenhügel bis zum Caſtello d'Uovo, denn hundert Schritte davon erwürgte und verbrannte man die Patrioten.

Die Leiche Caracciolo's ward in der ſchnell für ihn bereiteten Gruft und nicht in der, welche ſeiner Familie gehörte, beigeſetzt. Der Stein ward wieder auf die Oeffnung gelegt, und kein Zeichen deutete an, daß hier das Opfer Nelſon's und der Vertheidiger der neapolitaniſchen Freiheit ruhte.

Die San-Luciaten, Männer wie Frauen, beteten bis zum Abend an dem Grabe und der Mönch mit ihnen.

Als der Abend gekommen, erhob ſich der Mönch, nahm ſeinen Stab aus Lorbeerholz, welchen er hinter der Thür des Hauſes hatte ſtehen laſſen, in welchem man Caracciolo in den Sarg gelegt, dann ſtieg er den Rieſenhügel hinan, ging durch die Toledoſtraße, während ihm von der niedrigen Bevölkerung Zeichen der Verehrung geſpendet wurden, trat in ſein Kloſter, kam nach einer Viertelſtunde wieder heraus und trieb vor ſich einen Eſel her, mit welchem er den Weg nach der Magdalenenbrücke einſchlug.

Als er die Vorpoſten der Armee des Cardinals er-

reichte, empfing er noch zahlreichere und beſonders geräuſchvollere Beifallsbezeigungen als in der Stadt, und ſo gelangte er denn unter großer Bewegung, welche ſeine Erſcheinung verurſachte, bis zu dem kleinen Hauſe des Cardinals, wo er wie ein alter Bekannter Einlaß fand.

Er band ſeinen Eſel an einen der Thürringe und ſtieg die Treppe hinauf, welche nach dem erſten Stockwerk führte. Der Cardinal befand ſich auf der Terraſſe, welche an der Meeresſeite lag, um ſich in der Kühle des Abends zu laben.

Beim Geräuſch der Schritte des Mönches drehte er ſich um.

»Ah, Ihr ſeid es, Fra Pacifico,« ſagte er.

»Ja, ich bin es, Eminenz,« ſagte der Mönch und ſeufzte.

»Ah, ah! ich freue mich, Euch zu ſehen. Ihr ſeid ein guter, braver Diener des Königs während des ganzen Feldzuges geweſen. Wollt Ihr etwas von mir? Wenn das, was Ihr erbitten wollt, zu erfüllen in meiner Macht ſteht, ſo will ich es thun. Ich ſage Euch aber im Voraus,« fügte der Cardinal mit einem bitteren Lächeln hinzu, »daß meine Macht nicht groß iſt.«

Der Mönch ſchüttelte den Kopf.

»Ich hoffe, daß das, was ich von Ihnen erbitten will,« ſagte er, »nicht über die Grenzen Ihrer Macht geht.«

»Dann ſprecht.«

»Ich möchte Sie um zwei Dinge bitten, Monſignore; erſtens um meinen Abſchied, da der Feldzug vorüber iſt, und dann um die Bezeichnung des Weges, den ich einzuſchlagen habe, um nach Jeruſalem zu kommen.«

Der Cardinal ſah Fra Pacifico erſtaunt an.

»Euren Abſchied?« ſagte er. »Es ſcheint mir, als ob Ihr den genommen hättet, ohne mich darum zu fragen.«

»Monſignore, ich war allerdings wieder in mein Kloſter zurückgekehrt, aber ich hielt mich daſelbſt den Befehlen Eurer Eminenz zur Verfügung.«

Der Cardinal machte eine beiſtimmende Geberde.

»Was den Weg nach Jeruſalem betrifft,« ſagte er, »ſo iſt nichts leichter, als Euch denſelben zu bezeichnen. Aber darf ich Euch noch vorher fragen, lieber Fra Pacifico, ohne unbeſcheiden zu ſein, was Ihr im gelobten Lande zu thun beabſichtigt?«

»Eine Wallfahrt nach dem Grabe Jeſu zu unternehmen, Eminenz.«

»Werdet Ihr von eurem Kloſter dahin geſandt, oder iſt es eine Buße, die Ihr Euch ſelbſt auferlegt?«

»Es iſt eine Buße, welche ich mir ſelbſt auferlege.«

Der Cardinal blieb einen Augenblick nachdenklich, dann fragte er:

»Ihr habt wohl irgend eine grobe Sünde begangen?«

»Ja, ich fürchte,« erwiederte der Mönch.

»Ihr wißt wohl,« ſagte der Cardinal, »daß ich auch große kirchliche Gewalt beſitze?«

Der Mönch ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte:

»Eminenz, ich glaube, daß die Buße, welche man ſich ſelbſt auferlegt, Gott wohlgefälliger iſt als die, welche man ſich auferlegen läßt.«

»Und auf welche Weiſe beabſichtigt Ihr denn zu reiſen?«

»Zu Fuß und bettelnd.«

»Die Reiſe iſt aber lang und beſchwerlich.«

»Ich bin kräftig.«

»Sie iſt auch gefährlich.«

»Um ſo beſſer. Ich werde nicht böſe ſein, wenn ich während derſelben auch einmal auf etwas Anderes als den armen Giacobini ſchlagen kann.«

»Ihr werdet Euch auch, um nicht zu lange Zeit zu eurer Reiſe zu brauchen, an Schiffscapitäne mit der Bitte um Ueberfahrt wenden müſſen.«

»Ich werde mich an Chriſten wenden, und ſobald ich Ihnen ſage, daß ich Chriſtum anbeten will, werden Sie mir Ueberfahrt gewähren.«

»Würdet Ihr es aber nicht wenigſtens auf alle Fälle vorziehen, wenn ich Euch irgend einem engliſchen Schiffe empfähle, welches nach Bairuth oder Saint-Jean-d'Acre ſegelt?«

»Ich will nichts von den Engländern, das ſind Ketzer!« ſagte Fra Pacifico mit einem Geſichte, in dem ſich Haß ſehr deutlich ausprägte.

»Habt Ihr ihnen weiter nichts vorzuwerfen?« fragte Ruffo, indem er den Mönch mit einem durchbohrenden Blick anſah.

»Und dann,« fügte Fra Pacifico hinzu, indem er mit der geballten Fauſt nach der britanniſchen Flotte zeigte, »und dann haben ſie auch meinen Admiral gehängt!«

»Und dies iſt das Verbrechen, für welches Ihr für ſie am Grabe Chriſti Verzeihung erbitten wollt, nicht wahr?«

»Für mich! — nicht für die Engländer.«

»Für Euch?« fragte Ruffo erſtaunt.

»Habe ich denn nicht dazu beigetragen?« ſagte der Mönch.

»Inwieſern denn?«

»Indem ich einer ſchlechten Sache diente.«

Der Cardinal lächelte und ſagte:

»So haltet Ihr alſo des Königs Sache für eine ſchlechte?«

»Ich glaube, daß die Sache, welche meinen Admiral zum Tode brachte, der doch die verkörperte Gerechtigkeit, Ehre und Rechtſchaffenheit war, keine gute ſein kann.«

Die Stirn des Cardinals umwölkte ſich und er ſeufzte.

»Dann,« fuhr der Mönch mit dumpfer Stimme fort, »hat der Himmel auch ein Wunder geſchehen laſſen.«

»Was für eins denn?« fragte der Cardinal, welchen man bereits von der ſonderbaren Erſcheinung berichtet, die das Feſt geſtört, welches man am vorhergehenden Abende auf dem »Donnerer« gegeben.

»Der Leichnam des Märtyrers iſt aus dem Meeresgrunde, wo er ſeit dreizehn Tagen gelegen, aufgeſtiegen, um dem Könige und dem Admiral Nelſon Vorwürfe über ſeinen Tod zu machen, und gewiß hätte Gott das nicht geſchehen laſſen, wenn der Tod ein gerechter geweſen wäre.«

Der Cardinal ſenkte das Haupt und ſagte dann nach einem augenblicklichen Schweigen:

»Ich verſtehe. Und Ihr wollt euren unfreiwilligen Theil an dieſer Schuld büßen?«

»Ja wohl, und deswegen bitte ich Sie, mir den geradeſten Weg nach Jeruſalem zu bezeichnen.«

»Der kürzeſte Weg würde der ſein, wenn Ihr Euch

in Tarent einſchifftet und in Bairuth landetet, aber da Ihr den Engländern keinen Dank ſchuldig ſein wollt —«

»Nein, durchaus nicht, Eminenz.«

»Nun, hier habt Ihr eure Marſchroute — Soll ich ſie aufſchreiben?«

»Nein, ich kann nicht leſen, aber ich habe ein gutes Gedächtniß, fürchten Sie nichts.«

»Nun gut. Von hier begebt Euch über Avellino, Benevent nach Manfredonia, von Manfredonia ſchifft Euch dann entweder nach Scutari oder Delvino ein, dann ſetzt über den Piräus, und geht nach Saloniki, hier werdet Ihr ein Schiff finden, welches Euch entweder nach Smyrna, Cypern oder nach Bairuth bringen wird. Seid Ihr dann einmal in Bairuth, ſo könnt Ihr Jeruſalem in drei Tagen erreichen. Dort begebt Euch in das Franciscanerkloſter, verrichtet eure Andachten am heiligen Grabe, und wenn Ihr Gott um Verzeihung eurer Sünden anfleht, ſo bittet ihn zugleich, daß er auch mir meine Sünde vergeben möchte.«

»Eure Eminenz hat alſo auch eine Sünde begangen?« fragte Fra Pacifico, indem er den Cardinal erſtaunt anblickte.

»Ja, eine große Sünde, die mir Gott, der in unſeren Herzen leſen kann, vielleicht vergibt, aber die mir die Nachwelt nimmermehr vergeben wird.«

»Welche Sünde iſt denn das?«

»Ich habe einen König, welcher wortbrüchig, dumm und grauſam iſt, und welchen die Vorſehung vom Throne geſtürzt, wieder auf denſelben geſetzt. Geht, Bruder, geht, und betet für uns Beide.«

Fünf Minuten ſpäter ſaß Fra Pacifico auf ſeinem

Esel und ritt nach Nola, der ersten Station auf seinem Wege nach Jerusalem.

Zweites Capitel.

Ein Mann, welcher sein Wort hält.

Man wird sich erinnern, daß am Tage der Ankunft des Königs im Golf von Neapel eine englische Kugel die Tricolore zerschossen, welche vom Castell San Elmo herabwehte, und daß man ihre Stelle durch die Parlamentärflagge ersetzt hatte.

Die letztere hatte dem König so reiche Hoffnung eingeflößt, daß er, wie man sich erinnern wird, nach Palermo schrieb, er hoffe, die Capitulation werde am folgenden Morgen unterzeichnet werden.

Der König irrte sich; um aber dem Obersten Mejean Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir sagen, daß es nicht seine Schuld war, wenn er sich am nächsten Morgen nicht ergab, sondern vielmehr die des Königs.

Der König hatte sich so gefürchtet, als ihm am Abend des 10. der Leichnam Caracciolo's erschienen war, daß er den ganzen nächsten Morgen im Bett liegen blieb, von Fieberfrost geschüttelt, und stets weigerte er sich auf das Deck zu kommen. Es half alles Reden nichts, auch nicht, daß man ihm sagte, daß, da er es gestattet habe, die Leiche früh um 10 Uhr in der Kirche von Santa-Lucia beigesetzt worden sei, er machte eine Bewegung mit dem Kopfe, welche zu sagen schien: „Einem solchen Burschen traue ich nicht.“

Während der Nacht wechselte man den Ankerplatz, und

ankerte zwiſchen dem Caſtello d'Uovo und dem Caſtello Nuovo.

Von dieſer Veränderung benachrichtigt, willigte der König ein, ſein Zimmer zu verlaſſen, aber ehe er ſich auf das Deck begab, erkundigte er ſich ſorgfältig, ob man nichts oben auf der Meeresoberfläche ſchwimmen ſähe.

Man ſah nichts, und keine Welle trübte die azurfarbene Fläche.

Der König athmete bei dieſer Nachricht freier auf.

Der Herzog della Salandra, Generallieutenant der Truppen Seiner ſiciliſchen Majeſtät, erwartete ihn, um ihm die Bedingungen zu unterbreiten, unter welchen Mejean ſich erbot, das Caſtell zu übergeben.

Es waren folgende:

„Artikel 1. Die franzöſiſche Beſatzung des Caſtells San Elmo übergibt ſich Eurer Majeſtät und den Verbündeten zu Kriegsgefangenen, und wird nicht gegen die Mächte ziehen, welche im Kampfe mit der franzöſiſchen Republik ſtehen, ſo lange ſie nicht regelmäßig ausgewechſelt iſt.

„Artikel 2. Die engliſchen Grenadiere werden gleich am Tage der Capitulation das Thor des Caſtells beſetzen.

„Artikel 3. Die franzöſiſche Beſatzung wird das Caſtell den Morgen nach der Capitulation mit Waffen und Gepäck verlaſſen. Vor den Thoren der Feſtung wird ſie warten, bis ihre Stelle durch eine Abtheilung portugieſiſcher, engliſcher, ruſſiſcher und neapolitaniſcher Soldaten erſetzt werden wird, welche, ſobald die Garniſon ausgerückt iſt, ſofort Beſitz von dem Caſtell nimmt. Dann wird ſie die Waffen ſtrecken.

„Artikel 4. Die Officiere behalten ihre Degen.

„Artikel 5. Die Beſatzung ſoll ſo lange auf den engliſchen Schiffen untergebracht werden, bis die Schiffe bereit ſind, welche ſie nach Frankreich bringen ſollen.

„Artikel 6. Sobald die engliſchen Grenadiere die Thore beſetzt haben, werden alle Unterthanen Seiner ſiciliſchen Majeſtät den Verbündeten überwieſen.

„Artikel 7. Eine Wachmannſchaft franzöſiſcher Soldaten ſoll die franzöſiſche Fahne vor Zerſtörung ſchützen, und ſo lange dableiben, bis ein engliſcher Officier und eine engliſche Wachmannſchaft ſie ablöſt. Erſt dann kann das königliche Banner aufgezogen werden.

„Artikel 8. Alles Privateigenthum bleibt dem Eigenthümer, nur alles Staatseigenthum und alle durch Plünderung erlangten Gegenſtände werden mit dem Caſtell übergeben werden.

„Artikel 9. Die Kranken, welche nicht transportirt werden können, bleiben mit franzöſiſchen Wundärzten in Neapel, wo ſie auf Koſten der franzöſiſchen Regierung erhalten und von wo aus ſie nach ihrer Geneſung nach Frankreich zurückgeſchickt werden.«

Dieſe am Abend vorher aufgeſetzte Capitulation war bereits von Mejean unterzeichnet, und ſo war nur noch die Einwilligung des Königs nöthig, damit der Herzog della Salandra und die Capitäns Truebridge und Bailly ihre Namen unterzeichnen konnten.

Der König gab auch ſeine Einwilligung und ſo wurde dieſe Capitulation noch an demſelben Tage unterzeichnet.

Cardinal Ruffo's Unterſchrift fehlt jedoch und das beweiſt ſeine vollſtändige Trennung von den Alliirten.

Obgleich die Capitulation das Datum des 11. trug,

war ſie doch erſt, wie wir bereits geſagt haben, den 12. unterzeichnet worden, ſo daß erſt am 13. die Verbündeten vor die Thore des Caſtells San Elmo rückten, um dieſes in Beſitz zu nehmen.

Eine Stunde vorher ſchickte Mejean zu Salvato und ließ dieſen bitten, zu ihm auf ſein Zimmer zu kommen.

Salvato leiſtete der Einladung Folge.

Die beiden Männer grüßten ſich höflich, aber kalt. Der Oberſt bat Salvato, Platz zu nehmen, und dieſer ſetzte ſich.

Der Oberſt blieb ſtehen, indem er ſich auf die Stuhllehne ſtützte.

»Herr General,« ſagte er zu Salvato, »erinnern Sie ſich noch, was hier in dieſem Zimmer vorging, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Sie hier zu empfangen?«

»Ja wohl, Oberſt, wir ſchloſſen einen Vertrag.«

»Erinnern Sie ſich auch noch, wie die Bedingungeu dieſes Vertrages lauteten?«

»Wir kamen dahin überein, daß Sie uns, die Signora San Felice und mich, für zwanzigtauſend Francs die Perſon, auf franzöſiſchen Boden bringen ſollten.«

»Sind dieſe Bedingungen nicht erfüllt worden?«

»Nur für eine Perſon.«

»Iſt es Ihnen möglich, dieſe Bedingungen auch für die andere Perſon zu erfüllen?«

»Nein.«

»Was iſt nun da zu thun?«

»Nun, mir ſcheint das ſehr einfach. Sie wollten mir einen Dienſt erweiſen, den ich aber nicht von Ihnen annehmen wollte.«

»Nun, das beruhigt mich. Ich ſollte vierzigtauſend

Francs für die Rettung zweier Perſonen bekommen, da ich aber nur zwanzigtauſend Francs bekommen habe, ſo werde ich nun eine Perſon retten. Welche von beiden nun?«

»Die ſchwächſte, welche ſich nicht ſelbſt retten könnte.«

»Haben Sie denn Ausſicht, daß Sie ſich ſelbſt retten können?«

»Ja wohl.«

»Welche denn?«

»Haben Sie nicht das Papier geſehen, welches an Stelle des Geldes in dem Käſtchen lag, und welches mir andeutete, daß man mich überwachte?«

»Wollen Sie mir den Schmerz bereiten, Sie ausliefern zu müſſen? Der 6. Artikel der Capitulation bedingt, daß alle Unterthanen des Königs den Verbündeten ausgeliefert werden.«

»Beruhigen Sie ſich, ich werde mich ſelbſt ausliefern.«

»Ich habe Ihnen nun mitgetheilt, was ich Ihnen mitzutheilen hatte,« ſagte Mejean mit einer Bewegung des Kopfes, welche zu ſagen ſchien: »Jetzt können Sie gehen.«

»Ich habe Ihnen aber noch nicht Alles geſagt,« erwiederte Salvato, ohne daß die geringſte Veränderung in ſeiner Stimme wahrzunehmen geweſen wäre.

»So ſprechen Sie.«

»Habe ich das Recht zu fragen, durch welches Mittel Sie die Rettung der Signora San Felice bewirken werden? Denn Sie werden leicht begreifen, wenn ich mich dem Untergange weihe, ſo geſchieht es, damit ſie gerettet werde.«

»Das ist nur zu billig, und das Recht steht Ihnen zu, über diesen Punkt die genaueste Auskunft zu verlangen.«

»Nun wohl, ich höre.«

»Der 9. Artikel der Capitulation sagt, daß die Kranken, welche nicht transportirt werden können, in Neapel bleiben werden. Eine unserer Marketenderinnen ist in diesem Falle. Sie wird in Neapel bleiben und die Signora San Felice wird ihre Stelle und Kleidung annehmen, und ich stehe Ihnen dafür, daß ihr kein Haar gekrümmt werden wird.«

»Das ist Alles, was ich wissen wollte, mein Herr,« sagte Salvato, indem er sich erhob. »Es bleibt mir weiter nichts übrig, als Sie zu bitten, so bald als möglich der Signora die Kleider zu schicken, welche sie anlegen soll.«

»Dies soll binnen fünf Minuten geschehen.«

Die beiden Männer grüßten sich, und Salvato ging fort.

Luisa erwartete ihn voll Angst, denn sie wußte wohl, daß Salvato nur die Hälfte der Summe hatte zahlen können, und sie kannte die Habsucht Mejean's.

Lächelnd trat Salvato in das Zimmer.

»Nun, wie ist es denn?« fragte ihn Luisa lebhaft.

»Es ist Alles in Ordnung.«

»Er hat dein Wort angenommen?«

»Nein, ich habe ihm ein Versprechen abgenommen. Du verläßt San Elmo als Marketenderin verkleidet unter dem Schutz der französischen Uniform.«

»Und Du?«

»Ich habe erst noch eine kleine Förmlichkeit zu er-

füllen, ſo daß ich mich einen Augenblick von Dir trennen muß.«

»Welche Förmlichkeit haſt Du denn zu erfüllen?« fragte Luiſa voll Unruhe.

»Ich habe zu beweiſen, daß, obgleich ich in Moliſa geboren bin, ich in franzöſiſchen Dienſten ſtehe. Du weißt, daß nichts leichter iſt, da alle meine Papiere im Palaſte von Angri ſind.«

»Du verläßt mich aber?«

»Nur auf einige Stunden.«

»Einige Stunden! Du ſagteſt doch vorhin einen Augenblick?«

»Augenblick oder Stunden. Der Teufel, wie man genau bei Dir ſein muß!«

Luiſa ſchlang die Arme um Salvato und küßte ihn zärtlich, indem ſie ſagte:

»Du biſt ein Mann, Du biſt ſtark, Du biſt wie eine Eiche, während ich ein ſchwaches Rohr bin. Sobald Du Dich von mir entfernſt, beuge ich mich jedem Lüftchen. Was willſt Du! Deine Liebe iſt Hingebung, meine Liebe aber nur Egoismus.«

Salvato drückte Luiſa an ſein Herz, und wie er ſich auch zu bezwingen ſuchte, ſo zitterten ſeine eiſenfeſten Nerven ſo heftig, daß Luiſa ihn erſtaunt anſah.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und man brachte Luiſa den verſprochenen Marketenderanzug.

Salvato benutzte das, um den Gedanken Luiſa's eine andere Richtung zu geben. Er zeigte ihr lachend die verſchiedenen Kleidungsſtücke, welche ſie anlegen ſollte, und die Toilette begann.

An dem heiteren Geſichte Luiſa's konnte man ſehen, daß ihr augenblicklicher Verdacht vergeſſen war. Sie ſah reizend aus in dem kurzen Rock mit den rothen Aufſchlägen und in dem mit der dreifarbigen Cocarde geſchmückten Hute.

Salvato ward nicht müde ſie anzuſehen und zu ſagen: »Ich liebe Dich! ich liebe Dich! ich liebe Dich!«

Sie lächelte, und ihr Lächeln war beredter als alle Worte.

Die Stunde verging wie eine Secunde.

Die Trommel wirbelte und das war das Zeichen, daß die engliſchen Grenadiere das Thor des Caſtells beſetzten.

Unwillkürlich ſchauderte Salvato, und eine leichte Bläſſe überzog ſein Geſicht.

Er warf einen Blick in den Hof, wo die Beſatzung unter den Waffen ſtand.

»Es iſt Zeit, daß wir hinabgehen,« ſagte er zu Luiſa, »und daß wir uns in die Reihen ſtellen.«

Beide begaben ſich hinunter, aber auf der Schwelle blieb Salvato ſtehen, und überblickte zum letzten Male ſeufzend das Zimmer, indem er Luiſa an ſein Herz drückte.

Hier waren ſie ja auch glücklich geweſen.

Mit den Worten: »Die Unterthanen Sr. ſicilianiſchen Majeſtät werden den Verbündeten überwieſen,« hatte man die Geißeln gemeint, welche Mejean anvertraut worden waren. Dieſe Geißeln, fünf an der Zahl, befanden ſich bereits auf dem Hofe und bildeten eine Gruppe für ſich.

Mejean bedeutete Salvato, ſich zu ihnen zu geſellen und Luiſa, ſich dahinter zu ſtellen.

Er poſtirte ſich ſo nahe als möglich, um ihr im Nothfalle ſofortigen Schutz leiſten zu können.

Man konnte ſich nicht beklagen, denn der Oberſt Mejean führte das, wozu er ſich verpflichtet hatte, mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit aus.

Die Trommeln wirbelten, der Ruf »Vorwärts! Marſch!« ertönte.

Die Reihen öffneten ſich, die Geißeln nahmen ihre Plätze ein.

Die Tamboure marſchirten zum Feſtungsthor heraus, während die ganze ruſſiſche, engliſche und neapolitaniſche Armee draußen wartete.

An der Spitze derſelben ſtanden die drei Oberofficiere, der Herzog della Salandra und die Capitäne Truebridge und Bailly.

Um die Beſatzung zu ehren, hielt jeder von ihnen in der einen Hand den Hut und in der andern den gezogenen Degen.

Als man den bezeichneten Ort erreicht, commandirte der Oberſt Mejean: »Halt!«

Die Soldaten blieben ſtehen, und die Geißeln traten vor.

Dann ſtreckten die Soldaten, wie es in der Capitulation geſagt war, die Waffen, während die Officiere ihre Degen behielten, welche ſie wieder in die Scheide ſteckten.

Dann ſchritt Mejean auf die Officiere der Verbündeten zu und ſagte:

»Meine Herren, kraft des 6. Artikels der Capitulation habe ich die Ehre Ihnen die Geißeln zu übergeben, welche im Caſtell gefangengehalten wurden.«

»Wir beſtätigen hiermit, dieſelben empfangen zu haben,« ſagte der Herzog della Salandra, und fuhr fort, indem er die ſich nähernde Gruppe betrachtete, »wir rechneten jedoch nur auf fünf und hier ſind ſechs.«

»Der Sechſte iſt keine Geißel,« ſagte Salvato, »der Sechſte iſt ein Feind.«

Dann, als er bemerkte, daß die drei Officiere ihn feſt anſahen, während Mejean, nachdem er auch ſeinen Degen wieder in die Scheide geſteckt, ſich wieder an die Spitze der Beſatzung ſtellen wollte, ſagte er mit ſtolzer und lauter Stimme:

»Ich bin Salvato Palmieri, neapolitaniſcher Unterthan, aber General in franzöſiſchen Dienſten.«

Luiſa, welche der ganzen Scene mit dem Blick einer Liebenden gefolgt war, ſtieß einen Schrei aus.

»Er rennt in ſein Verderben,« ſagte Mejean. »Warum hat er denn geſprochen? Es war doch ſo einfach nichts zu ſagen.«

»Wenn er aber in ſein Verderben rennt,« rief Luiſa, »ſo muß ich, ſo will ich mit ihm zu Grunde gehn! Salvato! mein Salvato! erwarte mich.«

Und indem ſie aus den Reihen ſtürzte, den Oberſt Mejean, der ihr den Weg verſperrte, auf die Seite drängte, warf ſie ſich dem jungen Manne in die Arme und rief:

»Ich bin Luiſa San Felice, und ihm ſtets treu im Leben und im Tode!«

»Meine Herren, Sie hören es,« ſagte Salvato. »Wir haben Sie nur um eine Gnade zu bitten, nämlich uns während der kurzen Friſt, die wir noch bis zu unſerem Tode haben, nicht zu trennen.«

Der Herzog della Salandra wendete ſich zu den beiden anderen Officieren, als ob er ſie zu Rathe ziehen wollte.

Dieſe betrachteten die beiden jungen Leute mit einem gewiſſen Mitleid.

»Sie wiſſen,« ſagte der Herzog, »daß der König ganz ausdrücklich den Tod der San Felice befohlen hat.«

»Er hat aber nicht verboten, ihren Geliebten mit zum Tode zu verurtheilen,« bemerkte Truebridge.

»Nein.«

»Nun, dann wollen wir für die Beiden thun, was von uns abhängt, wir wollen ihnen dieſen letzten Wunſch erfüllen.«

Der Herzog della Salandra gab ein Zeichen, worauf vier neapolitaniſche Soldaten vortraten.

»Führt dieſe beiden Gefangenen in das Caſtello Nuovo,« ſagte er. »Ihr haftet mit eurem Kopf für dieſelben.«

»Iſt es Madame geſtattet, dieſe Verkleidung abzulegen, und ihre Kleider wieder anzuziehen? fragte Salvato.

»Wo ſind denn dieſe Kleider?« fragte der Herzog.

»In dem Zimmer der Signora im Caſtello San Elmo.«

»Wollen Sie ſchwören, daß dies kein Vorwand zu einem Fluchtverſuch iſt?«

»Ich ſchwöre Ihnen, daß wir Beide in einer Viertelſtunde wieder hier ſein werden.«

»Dann gehen Sie, wir verlaſſen uns auf Ihr Wort.«

Die beiden Männer grüßten ſich, und Luiſa und Salvato begaben ſich wieder in das Caſtell.

Als Luiſa die Thür des Zimmers öffnete, welches ſie in der Hoffnung auf Freiheit, Liebe und Glück verlaſſen, und welches ſie wieder als Gefangene und Verurtheilte betrat, ſank ſie auf einen Seſſel und brach in Schluchzen aus.

Salvato kniete vor ihr nieder.

»Luiſa,« ſagte er, »Gott iſt mein Zeuge, daß ich Alles gethan habe, was nur in meiner Macht ſtand, um Dich zu retten. Stets haſt Du Dich geweigert, mich zu verlaſſen und geſagt: »Wir leben oder ſterben zuſammen!« Wir haben zuſammen gelebt, ſind zuſammen glücklich geweſen, und haben in wenigen Monaten mehr Freude genoſſen, als die Hälfte der Menſchen in ihrem ganzen Leben genießen. Heute nun, wo die Stunde der Prüfung gekommen iſt, fehlt es Dir wohl an Muth? Armes Kind! haſt Du deine Kräfte überſchätzt? Theuere Seele, haſt Du Dich falſch beurtheilt?«

Luiſa erhob den Kopf, welchen ſie an Salvato's Bruſt verborgen, ſchüttelte ihr langes Haar zurück, welches in ihr in's Geſicht fiel, und ſah Salvato durch ihre Thränen hindurch an.

»Verzeihe mir einen Augenblick der Schwäche, Salvato,« ſagte ſie; »Du ſiehſt wohl, daß ich mich nicht vor dem Tode fürchte, denn ich habe ihn ja geſucht, als ich geſehen, daß Du mich getäuſcht hatteſt, und ohne mich ſterben wollteſt, geliebter Salvato. Du haſt geſehen, ob ich gezögert habe, und ob der Ruf, welcher uns vereinigen ſollte, auf ſich hat warten laſſen.«

»Theure Luiſa!«

»Jetzt aber,« fuhr ſie fort, »beim Anblick dieſes Zim-

mers, bei der Erinnerung an die ſchönen Stunden, die wir hier verlebt, bei dem Gedanken, daß ſich die Thore ſeines Kerkers vielleicht für uns öffnen werden, daß wir vielleicht fern und getrennt von einander dem Tode entgegengehen, wollte mir das Herz brechen. Aber ſieh, bei dem Laute deiner Stimme verſiegen die Thränen, und Lächeln umſpielt wieder meine Lippen. So lange Blut in unſeren Adern fließt, ſo lange werden wir uns lieben, und ſo lange wir uns lieben, werden wir glücklich ſein. Der Tod mag kommen, denn wenn der Tod die Ewigkeit iſt, ſo wird er für uns ewige Liebe ſein.«

»Ah, an dieſen Worten erkenne ich meine Luiſa,« ſagte Salvato.

Dann erhob er ſich, umſchlang Luiſa und ſagte, während er ſie küßte:

»Steh' auf, ſteh' auf, Römerin! Steh' auf, Aria! Wir haben verſprochen in einer Viertelſtunde zurückzukommen, und wir wollen keine Secunde auf uns warten laſſen.«

Luiſa hatte ihren Muth wiedergewonnen. Sie legte eilig ihren Marketenderanzug ab und ihre frühere Toilette an, dann ſtieg ſie mit der Majeſtät einer Königin, mit dem Schritt, welchen Virgil der Mutter des Aeneas zuſchreibt, und an welchem man die Göttinnen erkennt, die Treppe hinunter, über den Hof, verließ auf Salvato's Arm geſtützt die Feſtung, und ging gerade auf die drei Commandanten der alliirten Armee zu.

»Meine Herren,« ſagte ſie mit erhabener Anmuth und melodiſcher Stimme, »empfangen Sie hiermit den Dank einer Frau und zugleich den Segen einer Sterben-

den, — denn ich habe Ihnen bereits geſagt, daß ich in Voraus verurtheilt bin — weil Sie geſtattet haben, daß man uns nicht trennte! Und wenn Sie es möglich machen können, daß man uns zuſammen einkerkert, daß wir zuſammen die Todesſtrafe erleiden und dasſelbe Schaffot beſteigen dürfen, ſo werde ich dieſen Segen noch unter dem Beil des Henkers erneuern.«

Salvato band ſeinen Degen los und reichte dieſen Bailly und Truebridge, welche davor zurücktraten, dann dem Herzog della Salandra.

»Ich nehme ihn, weil ich dazu gezwungen bin, mein Herr,« ſagte dieſer; »Gott aber iſt mein Zeuge, daß ich Ihnen Ihren Degen viel lieber laſſen möchte. Ich will Ihnen noch mehr ſagen, mein Herr, ich bin Soldat und nicht Gendarme, und da ich keinen beſonderen Befehl in Bezug auf Sie erhalten —«

Dabei ſah er die beiden Officiere an, welche ihm zu verſtehen gaben, daß ſie Alles in ſeinen Willen ſtellten.

»Wenn Sie mir die Freiheit geben,« ſagte Salvato, welcher wohl wußte, was die unterbrochenen Worte und das Zeichen, welches den Gedanken des Herzogs della Salandra ergänzte, bedeuteten, »wenn Sie mir die Freiheit geben, werden Sie dieſelbe auch zugleich der Signora ſchenken?«

»Das iſt unmöglich, mein Herr,« ſagte der Herzog, »denn die Signora iſt mit ihrem Namen vom Könige bezeichnet, ſie ſoll vor Gericht geſtellt werden. Ich ſelbſt wünſche aber von ganzem Herzen, daß man ſie nicht verurtheilt.«

Salvato verneigte ſich und ſagte:

»Was ſie für mich gethan, das thue ich auch für ſie, und unſer Schickſal iſt im Tode wie im Leben eins.«

Und Salvato küßte die, mit der er ſich für die Ewigkeit verlobte, auf die Stirn.

»Signora,« ſagte der Herzog della Salandra, »ich habe einen Wagen kommen laſſen, ſo daß Ihnen die Unannehmlichkeit erſpart bleibt, durch die Straßen Neapels zwiſchen vier Soldaten gehen zu müſſen.«.

Luiſa machte eine Geberde des Dankes.

Sie und Salvato begaben ſich dann unter dem Geleit von vier Soldaten den Weg des Petrajo hinunter, bis ſie den Vico da Santa Maria-Apparente erreichten. Hier erwartete ſie ein Wagen, um welchen eine Menge Neugieriger ſich verſammelt hatte.

Gleich vorn unter der Menge ſtand ein Mönch des Sanct-Benedictinerordens.

In dem Augenblick, wo Salvato an ihm vorüberging, hob der Mönch ſeine Capuze.

Salvato zuckte zuſammen.

»Was fehlt Dir denn?« fragte Luiſa.

»Mein Vater,« murmelte ihr Salvato in's Ohr; »noch iſt nichts verloren!«

Drittes Capitel.

Der Krokodilgraben.

Wenn man im Caſtello Nuovo den Kerker zu ſehen verlangt, welcher der Krokodilgraben heißt, ſo zeigt der Kerkermeiſter zuerſt das Skelett des rieſenhaften Sauriers,

von welchem der Kerker den Namen hat, und welchen man der Sage nach hier gefangen. Dann muß man unter der Thür hinweggehen, über welcher das Gerippe ſich befindet, dann wird man vom Kerkermeiſter an eine enge Thür geführt, durch welche man auf eine Treppe von zweiundzwanzig Stufen gelangt, und welche zu einer dritten, maſſiven, eichenen, mit Eiſen beſchlagenen Thür führt, durch welche man in eine tiefe und dunkle Höhle gelangt.

In dieſem Grab, dem ruchloſen Werk von Menſchen, in welchem ſie die lebendigen Leichname ihrer Mitmenſchen begraben wollen, ſtößt man ſich an einem Granitblock, den man nicht anders faſſen kann, als bei der eiſernen Stange, die ſeine Axe bildet. Dieſer Granitblock ſchließt die Mündung eines Brunnens, welcher mit dem Meere in Verbindung ſteht. In ſtürmiſchen Tagen ſchleudern nun die aufgeregten und tobenden Wellen ihren Schaum durch die Ritzen des ſchlecht eingeſenkten Steines, ſo daß das ſalzige Waſſer in die Höhle ſtrömt und den Gefangenen bis in den äußerſten Winkel ſeines Kerkers verfolgt.

Durch dieſe Oeffnung des Abgrundes, ſagt die düſtere Legende, erſchien das ſcheußliche Unthier, welches dem Graben den Namen gegeben, aus dem Schooße des Meeres hervorkommend.

Faſt immer fand es in dem Kerker eine menſchliche Beute, und nachdem es dieſelbe verſchlungen, ſtürzte es ſich wieder in den Abgrund.

Hier herein, ſagt die Volksſage, warfen die Spanier die Frau und die vier Kinder Maſaniello's, jenes Königs der Lazzaroni, welcher Neapel befreien wollte, und welcher

auf ſeinem Throne ebenſo ſchwindelig ward wie Caligula oder Nero.

Den Vater und Gatten hatte das Volk verſchlungen, das Krokodil, welches dem Volke ſehr ähnlich iſt, verſchlang die Mutter mit ihren Kindern.

Der Commandant vom Caſtello Nuovo befahl, daß man Salvato und Luiſa in dieſen Kerker bringen ſollte.

Beim Scheine einer Lampe, welche von der Decke herabhing, ſahen die beiden Liebenden mehrere Gefangene, welche bei ihrem Eintritt in ihrer Unterhaltung innehielten und ängſtliche Blicke auf die Ankömmlinge warfen. Da aber ihre Augen mehr an das Halbdunkel des Kerkers gewöhnt waren, ſo erkannten ſie Luiſa und Salvato bald, und empfingen ſie mit einem Rufe der Freude und zugleich des Mitleids. Ein Mann warf ſich Luiſa zu Füßen, eine Frau an ihre Bruſt, drei Gefangene umgaben Salvato und ergriffen ſeine Hände, und bald bildeten Alle eine Gruppe, aus deren verworrenen Ausrufen ſchwer zu erkennen war, ob mehr die Freude als der Schmerz dieſelben eingab.

Der Mann, welcher ſich Luiſa zu Füßen geworfen, war Michele, die Frau, welche an ihrem Halſe hing, Eleonora Pimentel, die drei Gefangenen, welche Salvato umringten, waren Domenico Cirillo, Manthonnet und Velasco.

»Ach, arme, liebe kleine Schweſter!« rief Michele, »wer hätte uns geſagt, daß die Hexe Nanno ſo richtig und wahr die Zukunft vorausſagte?«

Luiſa mußte unwillkürlich ſchaudern, mit einem traurigen Lächeln ließ ſie die Hand über ihren ſo zarten, durch-

ſichtigen Hals gleiten, und ſchüttelte dabei mit dem Kopfe, als ob ſie ſagen wollte, daß er dem Henker nicht viele Mühe machen würde.

Ach! ſie täuſchte ſich ſogar in dieſer letzter Hoffnung.

Die Aufregung, welche unter den Gefangenen durch Salvato's und Luiſa's Ankunft entſtanden, hatte ſich noch nicht gelegt, als die Thür ſich wieder öffnete, und auf der düſteren Schwelle ein Mann von hohem Wuchs erſchien, welcher das Coſtüm eines Generals der Republik trug, wie ſchon Manthonnet es getragen.

»Zum Teufel,« ſagte er, als er eintrat, »ich fühle mich verſucht mit Jugurtha zu ſagen: Die Bäder Roms ſind nicht warm.«

»Hektor Caraffa!« riefen zwei oder drei Stimmen.

»Domenico Cirillo! Velasco! Manthonnet! Salvato! Auf alle Fälle iſt hier beſſere Geſellſchaft wie in dem mamertiniſchen Gefängniß. Ihr Diener, meine Damen! Ah! die Signora Pimentel! Die Signora San Felice! Hier iſt ja Alles beiſammen: Wiſſenſchaft, Muth, Poeſie, Liebe und Muſik. Wir werden nicht Zeit zur Langweile haben.«

»Ich glaube gar nicht, daß man uns überhaupt Zeit dazu laſſen wird,« ſagte Cirillo mit ſeiner weichen, traurigen Stimme.

»Aber wo kommſt Du denn her, mein lieber Hektor?« fragte Manthonnet. »Ich glaubte, Du ſeieſt ſchon weit von uns entfernt, und hinter den Mauern von Pescara in Sicherheit.«

»Ich bin auch wirklich dort geweſen,« ſagte Hektor. »Ihr habt aber capitulirt. Der Cardinal Ruffo ſchickte mir eine Abſchrift eurer Capitulation, und ſchrieb mir, zu thun,

was Ihr gethan. Zu derſelben Zeit ſchrieb mir auch der Abt Pronio, mich unter denſelben Bedingungen zu ergeben, indem er mir nicht nur das Leben, ſondern auch Ermächtigung verſprach, mich nach Frankreich zu begeben. Ich hielt es nicht für entehrend, zu thun, was Ihr gethan, ich unterzeichnete die Capitulation und übergab die Stadt, wie Ihr die Caſtelle übergeben. Am nächſten Morgen kam der Abt den Kopf hängend zu mir, und wußte nicht, wie er mir die Nachricht beibringen ſollte, denn dieſe war allerdings keine gute. Der König hatte ihm geſchrieben, daß, da er mit mir ohne Vollmacht unterhandelt hatte, er mich an Händen und Füßen gebunden ausliefern ſollte, wenn er nicht mit ſeinem Kopfe für meinen büßen wollte. Pronio aber hielt auf ſeinen Kopf, obgleich derſelbe nicht ſchön war, er ließ mich an Händen und Füßen binden und mich auf einem Karren nach Neapel ſchaffen, wie man ein Kalb zu Markte ſchleppt. Erſt im Caſtello Nuovo, nachdem ſich die Thür hinter mir geſchloſſen, hat man mich meiner Bande entledigt und hiehergeführt. Das iſt meine Geſchichte, und jetzt iſt die Reihe des Erzählens an Euch.«

Ein Jeder erzählte nun ſeine Geſchichte. Luiſa und Salvato begannen. Wir kennen ihre Geſchichte, wie auch die Cirillo's, Velasco's, Manthonnet's und Eleonora Pimentel's. Alle waren im Vertrauen auf die Verträge in die Felucken geſtiegen, wo ſie Nelſon jedoch zu Gefangenen gemacht.

»Ich habe Euch eine gute Nachricht mitzutheilen,« ſagte Ettore Caraffa, als Alle mit dem Erzählen fertig waren, »Nicolino iſt gerettet.«

Ein Freudenſchrei entſchlüpfte Allen, und man verlangte Genaueres zu hören.

Man wird ſich erinnern, daß Salvato, vom Cardinal Ruffo benachrichtigt, Nicolino beauftragt hatte, dem Admiral mitzutheilen, daß ſein Leben in Gefahr ſei. Nicolino hatte den Pachthof erreicht, auf welchem ſein Onkel ſich verborgen, jedoch eine Stunde nach der Gefangennahme des Letzteren. Er erfuhr den Verrath des Pächters und hatte ſich weiter nicht aufgehalten, ſondern zu Ettore Caraffa begeben.

Dieſer hatte ihn bei ſich in Pescara aufgenommen, wo er Theil an der Vertheidigung der Stadt in der letzten Zeit genommen, aber als man ſich dem Abte Pronio ergeben wollte, hatte Nicolino kein rechtes Vertrauen in die Sache, ſondern verkleidete ſich als Bauer und gewann das Gebirge. Von den ſechs Verſchworenen, welche wir im Schloſſe der Königin Johanna zu Anfang unſerer Erzählung geſehen haben, war er der Einzige, welcher der Reaction nicht in die Hände fiel.

Dieſe gute Nachricht erfreute denn die Gefangenen auch ſehr, dann aber waren ſie auch, wie wir bereits geſagt haben, ſehr glücklich, vereinigt zu ſein. Allem Anſcheine nach würde man ſie wohl auch zuſammen verurtheilen und hinrichten. Den Girondiſten war dasſelbe Glück zu Theil geworden und man weiß, daß ſie es zu benutzen gewußt hatten.

Man brachte das Abendbrot für Alle und Matratzen für die neuen Ankömmlinge. Während des Eſſens machte Sirillo ſeine drei neuen Gefährten mit den Gebräuchen und

Gewohnheiten im Gefängniſſe bekannt, welches er nun bereits dreizehn Tage und dreizehn Nächte bewohnte.

Die Gefängniſſe waren überfüllt, der König ſelbſt gab ja in einem ſeiner Briefe, wie wir geſehen haben, achttauſend Gefangene an.

Jeder dieſer Cirkel der Hölle, die gut zu beſchreiben es eines Dante bedürfte, beſaß ſeine beſonderen Teufel, welche die Verurtheilten quälen mußten.

Sie mußten ihnen die ſchwerſten Ketten anlegen, ihren Durſt erregen, die Faſtenzeiten verlängern, faſt alles Licht entfernen, die Speiſen beſudeln, und während ſie das Leben in eine grauſame Plage verwandelten, die Gefangenen doch am Sterben hindern.

Und wirklich ſollte man meinen, daß die Gefangenen unter den Martern, welche den ſchimpflichen Todesſtrafen vorausgingen, den Selbſtmord wie einen rettenden Engel angefleht hätten.

Drei- bis viermal kam man in der Nacht unter dem Vorwande der Durchſuchung in die Kerker, und weckte die, welche ſchlafen konnten. Alles war verboten, nicht nur Meſſer und Gabeln, ſondern auch Gläſer, denn man ſagte, daß man ſich mit einem Glasſcherben die Adern öffnen könnte. Ebenſo verboten waren auch Tiſchtücher und Servietten, da man ſie zerſchneiden, zuſammendrehen und ſich ihrer dann als Stricke, ja ſogar als Leiter bedienen könnte.

In der Geſchichte ſind die Namen von dreien dieſer Quälgeiſter erhalten geblieben.

Einer war ein Schweizer, Namens Dunce, welcher zur Entſchuldigung ſeiner Grauſamkeit angab, daß er eine zahlreiche Familie zu ernähren habe.

Der zweite war ein Oberſt von Gambs, ein Deutſcher, welcher unter Mack geſtanden hatte und wie dieſer geflohen war.

Der dritte endlich war unſer alter Bekannter, Scipio Lamarra, der Fahnenträger der Königin, welchen dieſe dem Cardinal ſo warm empfohlen, und welcher ſeiner königlichen Beſchützerin dadurch Ehre gemacht, daß er Caracciolio durch Verrath feſtgenommen und an Bord des „Donnerers“ gebracht hatte.

Die Gefangenen aber hatten ſich vorgenommen daß ſie ihren Henkern nicht die Freude machen wollten, ſich an ihren Qualen weiden zu können. Kamen ſie am Tage, ſo ſetzten ſie ihre Unterhaltung fort, indem ſie auf den Befehl der Viſitatoren nur die Plätze wechſelten, während Velasco, ein entzückender Muſiker, dem man geſtattet ſeine Guitarre mit ſich zu nehmen, die Hausſuchungen mit den fröhlichſten Melodien und heiterſten Geſängen begleitete. Kamen die Quäler in der Nacht, ſo erhob ſich ein jeder, ohne zu klagen oder zu murren, und das geſchah ſchnell, da jeder ſich angekleidet niederlegte, weil er ja nur eine Matratze zum Lager hatte.

Unterdeſſen verwandelte man mit der größten Geſchwindigkeit das Kloſter Monte Oliveto in ein Tribunal. Dieſes Kloſter war 1411 von Luzella d'Origlia, dem Günſtling des Königs Ladislaus, gegründet worden; Taſſo hatte hier ein Aſyl gefunden und zwiſchen dem Gefängniß und dem Wahnſinn eine Raſt gemacht. Die Angeklagten ſollten hier eine Raſt zwiſchen dem Gefängniß und dem Tode machen.

Die Raſt war eine kurze, und der Tod ließ nicht lange

auf ſich warten. Die Staatsjunta handelte nach dem ſiciliſchen Geſetzbuch, das heißt nach dem alten Verfahren der ſiciliſchen rebelliſchen Barone. Man nahm, um es anzuwenden, ein Geſetz aus dem Geſetzbuch Roger's, und vergaß, daß Roger, weniger eiferſüchtig auf ſeine Gerechtſame als der König Ferdinand, nicht erklärt hatte, daß ein König nicht mit ſeinen rebelliſchen Unterthanen unterhandle, ſondern im Gegentheil nicht nur einen Vertrag mit den Bewohnern von Bari und Trani, welche ſich gegen ihn empört hatten, unterzeichnet und denſelben auch genau erfüllt hatte.

Dieſes Verfahren, welches dem des »ſchwarzen Zimmers« ſehr ähnelte, war ſchrecklich, da dasſelbe den Angeklagten durchaus keine Sicherheit bot. Die Anklagen und Spionagen galten ſo viel wie Beweiſe, und die Ankläger und Spione ſo viel wie Zeugen. Wenn der Richter es für gut fand, ſo kam die Tortur der Rache zu Hilfe, und unterſtützte dieſelbe, denn Kläger und Vertheidiger waren Männer der Junta, das heißt Männer des Königs, aber nie Männer der Angeklagten.

Ueberdies wurden die Belaſtungszeugen im Geheimen verhört, ohne den Angeklagten gegenübergeſtellt zu werden, ſo daß die Entlaſtungszeugen nicht ein Gegengewicht ausüben konnten, da ſie weder öffentlich noch im Geheimen gefordert wurden, und ſo mußten die Angeklagten die Laſt der Anklage allein tragen, wie ſie auch der Gnade der Richter vollſtändig überlaſſen waren.

Das Urtheil, welches von der Gewiſſenhaftigkeit derjenigen abhing, welche mit dem Ausſpruch beauftragt wurden, ſtand immer unter der verderblichen Willkür des kö-

niglichen Haſſes, ohne daß der Angeklagte appelliren durfte, ohne daß ihm Friſt geſtattet ward, ohne daß er von irgendwo Hilfe erwarten durfte. Der Galgen ſtand an der Thür des Tribunals, das Urtheil ward während der Nacht gefällt, den folgenden Morgen verkündet und am nächſten Tage vollſtreckt. Vierundzwanzig Stunden geiſtliche Vorbereitung, dann das Schaffot.

Für die, welchen der König ſich gnädig erwies, blieb die Grube von Favignana, das heißt ein Grab.

Ehe der Reiſende, welcher von Oſt nach Weſt wandert, Sicilien erreicht, ſieht er zwiſchen Marſala und Trapani aus dem Meere eine Klippe aufſteigen, welche von einem Caſtell überragt wird. Das iſt das Aguſa der Römer, eine verhängnißvolle Inſel, welche ſchon zur Zeit der heidniſchen Kaiſer ein Gefängniß war. Eine in den Felſen gehauene Treppe führt vom Gipfel nach einer Höhle, welche mit dem Meere in gleicher Ebene liegt. Ein unheimliches Licht fällt herein, welches nie von einem Sonnenſtrahl erwärmt wird, und von der gewölbten Decke tröpfelt eiſiges Waſſer, ein ewiger Regen, welcher den härteſten Granit zernagt und den kräftigſten Menſchen tödtet.

Dieſer Graben, dieſes Grab, dieſe Gruft, das war die Huld des Königs von Neapel.

Doch wir wollen zu unſerer Erzählung zurückkehren.

Wir haben geſehen, daß an dem Abende, wo der Beccajo, welcher Salvato gefangenhielt, den Henker bis in ſeiner Höhle ſuchte, damit er ihn hängen ſollte, Meiſter Donato den Gewinn ausrechnete, den ihm die zahlreichen Hinrichtungen einbringen würden, die er nothwendiger Weiſe zu vollziehen hatte.

Auf dieſem Gewinn beruhte die Mitgift von dreihundert Ducaten, welche er ſeiner Tochter an dem Tage zu geben verſprach, wo ſie Giovanni, den älteſten Sohn des alten Fiſchers Baſſa Tomeo, heiraten würde.

Meiſter Donato hatte auch darüber eine Freude an den Tag gelegt, welche nur die des alten Baſſo Tomeo gleichkam, als er ſah, wie in Folge der treuloſen Nichterfüllung der Verträge die Kerker ſich mit Angeklagten füllten, und als er aus dem Munde des Königs ſelbſt vernahm, daß er den Rebellen durchaus keine Gnade widerfahren laſſen würde.

Es waren achttauſend Gefangene, und der niedrigſten Annahme nach ſtanden wenigſtens viertauſend Hinrichtungen in Ausſicht.

Viertauſend Hinrichtungen, deren jede mit zehn Ducaten bezahlt ward, gaben alſo vierzigtauſend Ducaten, und das waren zweimalhunderttauſend Francs.

So ſaßen denn Meiſter Donato und ſein Gevatter, der Fiſcher Baſſo Tomeo, in den erſten Tagen des Juli an demſelben Tiſch, wo wir ſie ſchon haben ſitzen ſehen, leerten eine Flaſche Wein von Capri, da ſie glaubten ſich dieſen Extragenuß unter den obwaltenden Umſtänden geſtatten zu dürfen, und rechneten an den Fingern aus, was das Minimum der Hinrichtungen wohl einbringen könnte.

Dieſes Minimum konnte zur großen Befriedigung Beider nicht weniger als dreißig- bis vierzigtauſend Ducaten einbringen.

Zu Gunſten dieſer bedeutenden Summe, und wenn man ſie erreichte, verſprach Meiſter Donato die Mitgift bis auf ſechshundert Ducaten zu erhöhen.

Meiſter Donato geſtand eben dieſe Bewilligung zu, und war vielleicht in Folge der guten Laune, in welche ihn die Ausſicht auf Galgen und Schaffot, die ſich in eben ſo weite Ferne verlor wie die Sphinxſtraße in Theben, verſetzt hatte, eben im Begriff noch mehr zu gewähren, als die Thür ſich öffnete und ein Gerichtsdiener der Vicaria, im Halbdunkel verborgen, fragte:

»Meiſter Donato?«

»Tretet näher,« erwiederte dieſer, da er nicht wußte, mit wem er es zu thun hatte, und von der Heiterkeit mit fortgeriſſen ward, in welche ihn ſeine Berechnungen und der Genuß des Weines verſetzt.

»Tretet Ihr ſelbſt näher,« ſagte der Gerichtsdiener in befehlendem Tone, »denn ich brauche mir nichts von Euch befehlen zu laſſen, ſondern Ihr müßt einen Befehl von mir entgegennehmen.«

»Oho, oho!« ſagte Vater Baſſo Tomeo, welcher gewöhnt war im Finſtern zu ſehen, »es iſt mir, als ob ich eine ſilberne Kette auf einem ſchwarzen Kleide glänzen ſehe.«

»Gerichtsdiener der Vicaria,« antwortete hierauf die Stimme. »Ich komme im Namen des Fiscalprocurators. Ihr habt es mit ihm auszumachen, wenn Ihr ihn warten läßt.«

»Geht ſchnell, ſchnell, Gevater,« ſagte Baſſo Thomeo. »Es kommt mir vor, als ob hier nicht zu ſpaßen wäre.«

Und er fing an die Tarantella zu ſingen, welche mit dem poetiſchen Vers beginnt:

»Polichinello hat drei Schweine . . .«

»Hier bin ich!« rief Meiſter Donato, indem er ſchnell

vom Tiſch aufſtand und nach der Thür lief. „Wie Sie geſagt haben, Excellenz, Monſignore Guidobaldi darf man nicht warten laſſen.“

Und ohne ſich die Zeit zu nehmen, ſeinen Hut aufzuſetzen, eilte Meiſter Donato dem Gerichtsdiener der Vicaria nach.

Der Weg von der Straße der Seufzer des Abgrundes nach der Vicaria iſt kurz.

Die Vicaria iſt das alte Caſtell Capuano. Während der neapolitaniſchen Revolution ſpielte ſie dieſelbe Rolle wie die Conciergerie in der franzöſiſchen Revolution, ſie diente den Verurtheilten zur Raſt zwiſchen der Verurtheilung und dem Tode.

Hier wurden die Verurtheilten, um uns des in Neapel geheiligten Ausdrucks zu bedienen, in die Capelle gebracht.

Dieſe Capelle, die nichts Anderes als der Betſaal des Gefängniſſes iſt, war ſeit der Hinrichtung von Emmanuele de Deo, von Galiani und Vitagliano nicht benutzt worden.

Der Fiscalprocurator Guidobaldi begab ſich daher in dieſelbe, um ſie zu unterſuchen und Reparaturen vornehmen zu laſſen.

Er mußte ſehen, ob die Schlöſſer, Riegel und die in dem Fußboden befeſtigten Ringe feſt und von einer Haltbarkeit ſeien, der man Alles bieten konnte.

Da er einmal hier war, dachte er zwei Fliegen mit einer Klappe zu ſchlagen, und ließ den Scharfrichter holen.

Während unſeres Aufenthaltes in Neapel haben wir mit einer gewiſſen religiöſen Ehrfurcht dieſe Capelle betreten, wo Alles bis auf das große Altarbild, welches man

entfernt hat, noch in demſelben Zuſtande wie damals ſich befindet.

Sie erhebt ſich im Mittelpunkte des Gefängniſſes und man gelangt hinein, nachdem man zwei oder drei eiſerne Gitterthore durchſchritten.

Man muß zwei Stufen hinaufſteigen, ehe man in die wirkliche Capelle, das heißt in das Zimmer kommt, wo der Altar ſteht. Dieſes Zimmer erhält ſein Licht durch ein niedriges Fenſter, welches mit dem Fußboden in gleicher Höhe liegt und mit zwei Eiſenſtäben vergittert iſt.

Wenn man vier oder fünf Stufen herunterſteigt, ſo gelangt man aus dieſem Zimmer in ein anderes, in welchem die Verurtheilten die letzten vierundzwanzig Stunden ihres Lebens zubrachten.

Starke eiſerne, in dem Fußboden befeſtigte Ringe bezeichnen den Ort, wo die Verurtheilten auf ihren Matratzen dem Todeskampf entgegenharrten. Ihre Ketten waren an den Ringen angeſchmiedet.

Auf einer Mauer befand ſich damals und befindet ſich heute noch ein großes Frescogemälde, welches Chriſtum am Kreuze und die vor ihm knieende Maria darſtellt.

Hinter dieſem Zimmer befindet ſich ein kleines Cabinet, welches mit demſelben in Verbindung ſteht, aber auch einen beſonderen Eingang hat.

Durch dieſen Eingang werden die weißen Büßer in das Cabinet geführt, welche die Verurtheilten im Augenblicke des Todes begleiten, ermuthigen und tröſten wollen.

Unter dieſer Verbrüderung, deren Glieder ſich »Bianchi« nennen, gibt es Prieſter und Laien. Die Prieſter hören die Beichte, ertheilen die Abſolution und das

Abendmahl, alſo die letzen Sacramente, die letzte Oelung ausgenommen.

Dieſe iſt nur für die Kranken beſtimmt, und da die Verurtheilten nicht krank ſind, ſondern »durch Zufall« ſterben ſollen, ſo können ſie auch nicht die letzte Oelung empfangen, welche das Sacrament des Todeskampfes iſt.

Nachdem dieſe Büßer das Cabinet betreten, wo ſie das lange weiße Gewand anlegen, wovon ſie den Namen »Bianchi« haben, verlaſſen ſie den Verurtheilten erſt, nachdem ſein Körper in das Grab gelegt iſt.

Sie bleiben während der Zeit von der Gefangenſchaft bis zum Tode ſtets bei ihm. Auf dem Schaffot legen ſie ihm die Hand auf die Schulter, um ihm Zeit zu geben, noch eine letzte Mittheilung zu machen, und der Henker darf ihn nicht eher berühren, als bis ſie die Hand erheben und ſagen:

»Dieſer Mann gehört Euch.«

Nach dieſer letzten Station auf dem Wege zum Tode führte der Gerichtsdiener der Vicaria den Meiſter Donato.

Dieſer ging in die Vicaria, die links liegende Treppe, welche nach dem Gefängniß führt, hinauf, einen langen, zwiſchen Kerkern hinführenden Corridor entlang, durch zwei Gitterthore, ſtieg wieder eine Treppe hinauf, paſſirte ein drittes Gitterthor, und befand ſich an der Thür der Capelle.

Er trat ein. Das erſte Gemach, alſo die eigentliche Capelle, war leer. Er begab ſich in das zweite, und erblickte den Fiscalprocurator, welcher die Thür der »Bianchi« mit zwei Schlöſſern und drei Riegeln verwahren ließ.

Donato blieb unten an der Treppe ſtehen und wartete

ehrfurchtsvoll, bis der Fiscalprocurator ihn bemerken und anreden würde.

Einen Augenblick darauf drehte ſich der Fiscalprocurator um, und erblickte den, welchen er hatte holen laſſen.

»Ah, da ſeid Ihr ja, Meiſter Donato,« ſagte er.

»Bereit Ihre Befehle auszuführen, Excellenz,« erwiederte der Scharfrichter.

»Ihr wißt wohl, daß wir nicht wenig Hinrichtungen zu vollſtrecken haben?«

»Ja wohl,« erwiederte Meiſter Donato mit einer Grimaſſe, die ein Lächeln ſein ſollte.

»Deßwegen wünſchte ich, daß wir, noch ehe angefangen würde, uns über den Preis verſtändigten, den Ihr dafür verlangt.«

»Nun, das iſt ſehr einfach, Excellenz,« erwiederte Donato mit unbefangener Miene. »Ich bekomme ſechshundert Ducaten feſten Gehalt und bei jeder Hinrichtung eine Prämie von zehn Ducaten.«

»Das wäre einfach! Zum Teufel! Das kommt wohl Euch blos ſo vor, ich finde das durchaus nicht einfach.«

»Warum denn nicht?« fragte Donato mit einem leichten Anflug von Angſt.

»Weil man, wenn man bedenkt, daß viertauſend Hinrichtungen, von denen jede mit zehn Ducaten bezahlt wird, vierzigtauſend Ducaten geben würden, ohne daß man den feſten Gehalt dabei berechnet, beinahe das Doppelte von dem, was das ganze Tribunal, vom Schreiber bis zum Präſidenten einnimmt, bezahlen müßte.«

»Das iſt wahr,« ſagte Donato, »aber ich ganz allein

verrichte, was ſie Alle zuſammen verrichten, und meine Arbeit iſt viel ſchwerer, da jene nur verurtheilen, während ich hinrichten muß.«

Der Fiscalprocurator, welcher eben probirte, ob einer der Ringe feſt im Fußboden ſei, richtete ſich auf, rückte die Brille auf die Stirn und betrachtete Meiſter Donato.

»Ah! ah!« ſagte er, »das iſt eure Meinung, Meiſter Donato. Es iſt aber doch zwiſchen Euch und den Richtern ein Unterſchied, nämlich der, daß die Richter unabſetzbar ſind, während Ihr dagegen abgeſetzt werden könnt.«

»Ich? Warum ſoll ich denn aber abgeſetzt werden? Habe ich mich denn je geweigert, meine Pflicht zu erfüllen?«

»Man klagt Euch an, daß Ihr lau für die gute Sache geworden ſeiet.«

»Ah, ich, der ich die ganze Zeit während der ſogenannten Republik die Hände in den Schooß gelegt habe!«

»Weil dieſe dumm genug geweſen iſt, Euch nichts zu thun zu geben. Auf alle Fälle merkt Euch, daß vierundzwanzig Anklagen gegen Euch vorliegen, und mehr als zwölfhundert Bittſchriften, in denen man um eure Stelle quält.«

»O heilige Madonna del Carmine! was ſagen Sie da, Excellenz?«

»Und die Anderen wollen alle eure Stelle ohne Vermehrung des Gehaltes, ohne Prämien, ſondern nur mit feſtem Gehalt annehmen.«

»Excellenz, denken Sie doch aber an die Arbeit, welche ich zu thun habe.«

»Dieſe wird die Zeit aufwiegen, wo Du nichts gethan haſt.«

»Eure Excellenz kann doch aber nicht einen armen Familienvater zu Grunde richten wollen?«

»Dich zu Grunde richten? Wie kommſt Du denn auf dieſen Gedanken? Will ich denn etwas davon haben? Und übrigens iſt meiner Anſicht nach ein Mann noch nicht ruinirt, der achthundert Ducaten Gehalt bezieht.«

»Erſtens beziehe ich nur ſechshundert,« erwiederte Meiſter Donato lebhaft.

»Die Junta legt Dir aber in Betracht der Verhältniſſe zweihundert Ducaten zu.«

»Ach, Herr Fiscalprocurator, Sie wiſſen wohl, daß das nicht billig iſt.«

»Ich weiß nicht, ob es billig iſt,« ſagte Guidobaldi, dem die Erörterung langweilig zu werden begann, »ich weiß nur, daß Du es annehmen oder laſſen kannſt.«

»Bedenken Sie doch aber, Excellenz —«

»Du willſt alſo nicht?«

»O ja, o ja!« rief Meiſter Donato, »ich wollte Sie nur bitten, doch zu bedenken, daß ich eine Tochter habe, welche heiraten will, daß unſere Kinder ſchwer abzuſetzen ſind, und daß ich auf die Rückkehr unſeres vielgeliebten Königs gehofft, um meine arme Marina auszuſtatten.«

»Iſt deine Tochter hübſch?«

»Ja, ſie iſt das ſchönſte Mädchen in Neapel.«

»Nun, die Junta wird ein Opfer bringen, und Dir einen Ducaten von jeder Hinrichtung zur Ausſteuer deiner Tochter bewilligen. Nur muß ſie das Geld ſelbſt holen.«

»Wo denn?«

»Bei mir.«

»Das wird eine große Ehre ſein, Excellenz, aber es thut nichts!«

»Was denn?«

»Ich bin ein ruinirter Mann, weiter iſt nichts.«

Und Meiſter Donato begab ſich unter Seufzern, welche jeden Andern als einen Fiscalprocurator hätten erweichen können, nach ſeinem Hauſe, wo ihn Baſſo Tomeo und Marina erwarteten; Erſterer voll Ungeduld und die Letztere voll Angſt.

Die für Meiſter Donato ſo ſchlimme Nachricht war für Marina und Baſſo Tomeo gut, da ſie, wie die Mehrzahl der Neuigkeiten in der Welt, nach dem philoſophiſchen Geſetz der Ausgleichung den Einen Schmerz, den Anderen Freude bereitete.

Um jedoch die eheliche Empfindlichkeit Giovanni's zu ſchonen, ſagte man ihm nichts von dem Artikel des Vertrags, welchem zufolge ſein Vater mit dem Fiscalprocurator ausgemacht, daß Marina ſelbſt das Geld holen ſollte.

Viertes Capitel.

Die Hinrichtungen.

Der König verließ Neapel oder vielmehr die Spitze des Pauſilippo, da er, wie wir geſagt haben, es nicht gewagt hatte, wenigſtens einmal während ſeines achtundzwanzigtägigen Aufenthaltes im Golfe ſich nach Neapel zu begeben, am 6. Auguſt gegen Mittag.

Wie man aus dem folgenden an den Cardinal ge-

richteten Brief ſehen kann, war die Ueberfahrt gut, und kein Leichnam wie der Caracciolo's ſtieg vor ſeinem Schiffe aus dem Meere auf.

Folgendes war der Brief des Königs:

»Palermo, am 6. Auguſt 1799.

»Eminentiſſime!

»Ich will keinen Augenblick zögern, und Ihnen meine glückliche Ankunft in Palermo melden. Wir erfreuten uns der glücklichſten Ueberfahrt von der Welt, denn am Dienſtag Früh um elf Uhr waren wir noch am Pauſilippo, und heute um zwei Uhr haben wir im Hafen von Palermo bei ausgezeichnetem Winde geankert, während das Meer einem See glich. Ich habe meine ganze Familie in vollkommener Geſundheit angetroffen, und bin empfangen worden, wie Sie es ſich denken können. Geben Sie mir Ihrerſeits gute Nachrichten über unſere Angelegenheiten. Schonen Sie ſich, und ſeien Sie verſichert, daß ich ſtets bleibe

»Ihr wohlgeneigter

»Ferdinand B.«

Der König aber hatte nicht abreiſen wollen, ohne die Junta ihr Amt ausüben und den Henker thätig zu ſehen. Am 6. Auguſt, alſo am Tage ſeiner Abreiſe, hatten die Hinrichtungen ſchon lange begonnen, und bereits waren ſieben Opfer auf dem Altar der Rache gefallen.

Wir wollen hier die Namen dieſer ſieben erſten Märtyrer nennen und ſagen, wo ſie hingerichtet wurden:

An der Porta Capuana:

Am 6. Juli. — Domenico Perla.

Am 7. Juli. — Antonio Tramaglia.

Am 8. Juli. — Giuſeppe Lotella.

Am 13. Juli. — Michelangelo Ciccone.
Am 14. Juli. — Nicola Carlomagno.

Auf dem Altmarkt:

Am 20. Juli. — Andrea Vitagliano.

Im Caſtello del Carmine:

Am 3. Auguſt. — Gaetano Roſſi.

Ich habe Domenico Perla's Namen nur auf der Liſte der Verurtheilten geleſen, und mich vergebens bemüht, zu erfahren, wer er war, und welches Verbrechen er begangen. Die Undankbarkeit des Schickſals erſtreckte ſich ſogar ſo weit, daß ſein Name nicht einmal im Buch der »Märtyrer der italieniſchen Freiheit« von Otto Vanucci verzeichnet ſteht.

Ueber den Zweiten, alſo Tramaglia, haben wir weiter nichts als die einfachen Worte gefunden: »Antonio Tramaglia, Officier.«

Der Dritte, Giuſeppe Lotella, war ein armer Speiſewirth, welcher ſich nahe am Theater der Florentiner etablirt hatte.

Der Vierte, Michelangelo Ciccone, iſt ein alter Bekannter von uns; man wird ſich des patriotiſchen Prieſters erinnern, welchen Domenico Cirillo holen ließ, damit er die Beichte des Häſchers hören möge. Er hatte ſich, wie wir geſagt zu haben glauben, durch ſeine freiſinnigen Predigten unter freiem Himmel berühmt gemacht. Er hatte faſt neben allen Bäumen der Freiheit Kanzeln errichten laſſen, und mit dem Crucifix in der Hand erzählte er im Namen des erſten Märtyrers der Freiheit, für die auch er ſterben wollte, die entſetzlichen Gräuelthaten des Despotismus, indem er ſeine Predigten beſonders auf das ſtützte, was

Chriſtus und die Apoſtel ſtets in Bezug auf Freiheit und Gleichheit verkündigt.

Der Fünfte, Nicola Carlomagno, war Commiſſär der Republik geweſen. Als er das Schaffot beſtiegen, und während man den Strick zurechtlegte, womit er erwürgt werden ſollte, warf er noch einen Blick auf die fröhliche und dichtgedrängte Menſchenmenge, welche ihn umgab, indem er mit lauter Stimme rief:

»Verblendetes Volk, Du freuſt Dich heute über meinen Tod, aber es wird der Tag kommen, wo Du ihn mit bitteren Thränen beweinen wirſt, denn mein Blut wird über Euch Alle, und wenn Euch das Glück des Todes zu Theil geworden, über eure Kinder kommen!«

Andrea Vitagliano, der Sechſte, war ein ſchöner, liebenswürdiger junger Mann von achtundzwanzig Jahren, den man nicht mit jenem anderen Märtyrer der Freiheit verwechſeln darf, welcher vor vier Jahren auf demſelben Schaffot ſtarb, wo Emmanuele de Deo und Galiano ſtarben.

Als er das Gefängniß verließ, um die Todesſtrafe zu erleiden, ſagte er zum Kerkermeiſter, indem er ihm das wenige Geld gab, welches er bei ſich trug:

»Ich empfehle Dir meine Gefährten, ſie ſind Männer wie Du, und vielleicht biſt Du eines Tages auch ſo unglücklich, wie ſie es ſind.«

Und lächelnd ging er dem Tode entgegen, lächelnd beſtieg er das Schaffot, und lächelnd ſtarb er.

Der Siebente, Gaetano Roſſi, war Officier, aber da er im Innern des Caſtello del Carmine hingerichtet ward, ſo hat man nichts Näheres über ſeinen Tod erfahren.

In einer einzigen Bibliothek hätten wir ſeltſame Einzelheiten über unbekannte Hinrichtungen erhalten können, nämlich im Archiv der »Bianchi«, welche, wie wir bereits geſagt, die Verurtheilten auf das Schaffot begleiten, da aber dieſe Brüderſchaft gänzlich der gefallenen Dynaſtie ergeben iſt, ſo hat ſie uns jede Auskunft verweigert.

Nachdem dieſe erſten Häupter gefallen, und dieſe erſten Körper auf den Galgen gehängt waren, fand elf Tage lang keine Hinrichtung in Neapel ſtatt. Vielleicht erwartete man Nachrichten aus Frankreich.

Unſere Sache war in Italien noch nicht ganz verloren. Wie wir geſagt haben, war Championnet, in Folge der Revolution vom 20. Prairial wieder an die Spitze der Armee der Alpen geſtellt worden, und hatte einen glänzenden Sieg errungen. Nun aber war der Name Championnet's der Schrecken Neapels, und man hatte ihn ſo ſchnell von Civita Caſtellane nach Capua kommen ſehen, daß man glaubte, er würde kaum das Doppelte der Zeit brauchen, um von Turin nach Neapel zu gelangen.

Einige Stimmen nannten bereits den Namen Bonaparte.

Die Königin ſagte ſelbſt in einem ihrer Briefe, den wir angeführt zu haben glauben, in Bezug auf die franzöſiſche Flotte, welche Sicilien bedrohte, daß dieſe ohne Zweifel den Zweck hätte, Bonaparte aus Egypten zu holen. Die Königin hatte Recht. Nicht das Directorium allein dachte an Bonaparte's Rückkehr, ſondern auch ſein Bruder Joſeph ſchrieb ihm, um ihm den Zuſtand unſerer Armeen in Italien zu ſchildern, und ihn zur Rückkehr nach Frankreich anzutreiben.

Dieſer Brief war Bonaparte bei der Belagerung von Saint-Jean-Acre von einem Griechen Namens Barbaki überbracht worden, dem man dreißigtauſend Francs verſprochen, wenn er dieſen Brief Bonaparte perſönlich zuſtellte. Nun aber erhielt Bonaparte dieſen Brief, welcher ihm die erſte Anregung zur Rückkehr nach Frankreich gab, im Monat Mai 1799, alſo in demſelben Augenblick, wo der reactionäre Marſch des Cardinals ſtattfand.

Alle dieſe Verhältniſſe, wie auch der Umſtand, daß die Abweſenheit des Königs dem Cardinal einige Macht zurückgegeben, riefen dem Tode ein Halt zu. Ganz beſonders ſchwer kam es dem Cardinal an, Männer hinrichten zu laſſen, die er durch ſeine Capitulation für geſchützt erkannte, und unter dieſen Männern beſonders dieſen Stärkſten der Starken, jenen tollkühnen Anführer, welcher, eine Leiter auf der Schulter, den Degen zwiſchen den Zähnen, das Banner der Unabhängigkeit in der Hand, die Mauern der Stadt erſtiegen, welche ein Lehngut ſeiner Familie war, nämlich Hector Caraffa, den er ſelbſt in einem eigenhändigen Brief aufgefordert, ſich zu ergeben.

Während dieſes Waffenſtillſtandes zwiſchen den Henkern und den Verurtheilten empfing der Cardinal jedoch von dem König den folgenden Brief, den wir in ſeiner ganzen Naivetät hier wiedergeben.

»Palermo, am 10. Auguſt 1799.

»Eminentiſſime! Ich habe Ihren Brief erhalten, und mich ſehr über das gefreut, was Sie mir darin über den Frieden und die Ruhe mittheilen, deren man ſich in Neapel erfreut.

»Ich billige es, daß Sie Fra Diavolo nicht erlaubt

haben, in Gaeta einzuziehen, wie er es wünſchte. Während ich aber Ihnen Recht gebe, wenn Sie ſagen, daß er weiter nichts als ein Räuberhauptmann ſei, ſo erkenne ich nichtsdeſtoweniger doch auch an, daß wir ihm große Verbindlichkeiten ſchuldig ſind. Man muß daher fortfahren, ſich ſeiner zu bedienen, und ſich wohl hüten, ihn vor den Kopf zu ſtoßen. Gleichzeitig muß man ihn auch von der Nothwendigkeit überzeugen, vor allen Dingen ſich ſelbſt und dann ſeinen Leuten den Zügel der Disciplin anzulegen, wenn er in meinen Augen ein neues Verdienſt erwerben will.

»Gehen wir nun zu etwas Anderem über.

»Als Pronio in Pescara einzog, ſchickte er einen Adjutanten an mich ab, um mich zu benachrichtigen, daß er den berüchtigten Grafen von Ruvo, dem er Sicherheit des Lebens verſprochen, wozu er aber nicht ermächtigt war, wohlbewacht in ſeiner Gewalt habe. Ich ſchickte ihm ſofort denſelben Adjutanten mit dem Befehle zurück, den genannten Ruvo nach Neapel zu ſchicken und mit ſeinem Kopfe für ihn zu haften. Thun Sie mir zu wiſſen, ob Pronio meine Befehle ausgeführt hat.

»Sehen Sie zu, daß Sie bei guter Geſundheit bleiben und glauben Sie, daß ich ſtets bin Ihr wohlgeneigter

»Ferdinand B.«

Iſt es nicht ein ſeltſamer Umſtand, welcher allgemein bekannt zu werden verdient, daß dieſer Brief eines Königs die Belohnung eines Räubers und gleichzeitig die Beſtrafung eines großen Bürgers anbefiehlt?

Noch merkwürdiger aber iſt die Nachſchrift:

»Zu Hauſe angelangt, empfange ich durch zwei von

Neapel kommende Schiffe eine Menge Briefe, aus dieſen Briefen erfahre ich, daß es Lärm auf dem Altmarkt gegeben hat, weil keine Hinrichtungen mehr vollzogen werden. Ich erhalte über dieſen Punkt weder von Ihnen noch von der Regierung irgend welche Nachricht, obſchon es Ihre Pflicht wäre, mir dergleichen mitzutheilen.

»Die Staatsjunta darf in ihren Operationen nicht zögern und eben ſo wenig unbeſtimmte und allgemeine Berichte erſtatten. Wenn die Berichte erſtattet ſind, ſo muß ſie dieſelben binnen vierundzwanzig Stunden verificiren, ſich ganz beſonders der Rädelsführer bemächtigen und dieſelben ohne weitere Umſtände aufknüpfen laſſen. Man hatte mir Strafvollſtreckungen für den Montag verſprochen. Ich hoffe, daß man ſie nicht auf einen andern Tag verſchoben hat. Wenn Sie merken laſſen, daß Sie ſich fürchten, ſo ſind Sie gebacken.«

»Siete friti« — ſo ſteht völlig ausgeſchrieben da und es iſt unmöglich, dieſe Worte anders zu überſetzen.

Was meinſt Du, lieber Leſer, zu dieſem Ausdruck? Er klingt nicht ſehr königlich, nicht wahr? Dennoch aber iſt er bezeichnend.

Nach einer ſolchen Aufforderung durfte man nicht mehr zögern. Die vorſtehenden am 10. Auguſt Abends eingegangenen Briefe wurden ſofort an die Staatsjunta abgegeben.

Da Hector Caraffa in dem königlichen Briefe ganz beſonders genannt war, ſo beſchloß man mit ihm und ſeinem »Schub«, das heißt mit den Genoſſen ſeiner Gefangenſchaft, zu beginnen.

Demzufolge ward am nächſtfolgenden Tage, am 11. Au-

guſt. bei der von dem Schweizer Duecce geleiteten Mittags-viſitation Befehl gegeben, die Matratzen zuſammenzurollen und in einem Winkel aufeinanderzuthürmen.

»Aha!« ſagte Hector Caraffa zu Manthonnet, »wie es ſcheint, ſoll es heute Abend losgehen.«

Salvato ſchlang ſeinen Arm um Luiſa's Leib und küßte ſie auf die Stirn. Luiſa ließ, ohne zu antworten, ihren Kopf auf die Schulter ihres Geliebten ſinken.

»Arme Frau,« murmelte Eleonora, »der Tod iſt für Sie etwas Grauſames. Sie liebt!«

Luiſa reichte ihr die Hand.

»Nun endlich,« ſagte Cirillo, »werden wir das große Geheimniß kennen lernen, über welches ſeit Socrates bis auf uns ſo viel geſtritten worden, nämlich ob der Menſch eine Seele hat.«

»Warum ſollte dies nicht der Fall ſein?« fragte Velasco. »Meine Guitarre hat ja auch eine.«

Und er entlockte ſeinem Inſtrument einige wehmüthige Accorde.

»Ja, wenn Du ſie berührſt, dann hat ſie eine Seele,« ſagte Manthonnet. »Deine Hand iſt ihr Leben; nimm deine Hand aber davon hinweg und das Inſtrument iſt todt und die Seele entflohen.«

»Unglücklicher, der nicht darauf glaubt,« rief Eleonora Pimentel, indem ſie ihre großen ſpaniſchen Augen gegen Himmel richtete. »Ich glaube daran.«

»Ja, denn Sie ſind Dichterin, während ich dagegen Arzt bin,« ſagte Cirillo.

Salvato zog Luiſa in einen Winkel des Gefängniſſes,

ſetzte ſich auf einen Stein und ließ ſie auf ſeinem Knie Platz nehmen.

»Höre mich an, Geliebte,« ſagte er zu ihr, »zum erſten Male wollen wir ernſt und ausführlich über die Gefahr ſprechen, in der wir ſchweben. Heute Abend werden wir vor das Tribunal geführt, heute Nacht werden wir verurtheilt werden, den morgenden Tag werden wir in der Capelle zubringen und übermorgen wird man uns hinrichten.«

Salvato fühlte wie Luiſa's ganzer Körper in ſeinen Armen erbebte.

»Wir werden mit einander ſterben,« ſagte ſie ſeufzend.

»Armes theures Weſen! Deine Liebe iſt es, welche ſpricht; die Natur aber empört ſich gegen den Gedanken des Todes.«

»Freund, willſt Du, anſtatt mich zu ermuthigen, mich ſchwach und verzagt machen?«

»Ja, denn ich will etwas von Dir erlangen, nämlich daß Du nicht ſtirbſt.«

»Du willſt von mir erlangen, daß ich nicht ſterbe? Kommt es denn auf mich an, ob ich leben oder ſterben will?«

»Du brauchſt nur ein Wort zu ſprechen, um dem Tode zu entrinnen — wenigſtens für den Augenblick.«

»Und Du, würdeſt Du auch leben?«

»Du weißt, daß ich, als ich Dir jenen in Mönchstracht gekleideten Mann zeigte, zu Dir ſagte: Das iſt mein Vater! Noch iſt nicht Alles verloren!«

»Ja, ganz recht. Und Du hoffſt, daß er Dich wird retten können?«

»Um ſein Kind zu retten, thut ein Vater Wunder, und mein Vater beſitzt einen klugen Kopf, ein muthiges Herz und einen entſchloſſenen Geiſt. Mein Vater wird, um mir das Leben zu retten, das ſeinige nicht ein-, ſondern zehnmal auf's Spiel ſetzen.«

»Wenn er Dich rettet, ſo wird er mich mit Dir retten.«

»Aber wenn man uns trennt?«

Luiſa ſtieß einen Schrei aus.

»Glaubſt Du, daß man ſo unmenſchlich ſein wird, uns zu trennen?« fragte ſie.

»Man muß auf Alles gefaßt ſein,« ſagte Salvato, »ſelbſt auf den Fall, daß mein Vater nur Eins von uns retten könnte.«

»Nun, dann möge er Dich retten.«

Salvato lächelte, indem er leicht die Achſeln zuckte.

»Du weißt recht wohl,« ſagte er, »daß ich in dieſem Falle ſeine Hilfe nicht annehmen würde, aber —«

»Aber was? Rede aus.«

»Aber wenn Du deinerſeits, wenn Du auch gefangen bleibſt, doch nicht mehr in Todesgefahr ſchwebteſt, ſo ſtünde hundert gegen eins zu wetten, daß wir, mein Vater und ich, Dich ebenfalls retten würden.«

»Mein Freund, ich kann unmöglich errathen, was Du mit dieſen Worten eigentlich ſagen willſt. Theile mir lieber ſofort mit, was Du mir zu ſagen haſt, oder ich verliere den Verſtand.«

»Beruhige Dich. Lehne Dich an meine Bruſt und höre.«

Luiſa heftete ihre großen Augen auf ihren Geliebten und ſah ihn fragend an.

»Ich höre,« ſagte ſie.

»Du biſt ſchwanger, Luiſa —«

Luiſa erbebte zum zweiten Male.

»O mein armes Kind!« murmelte ſie; »was hat es gethan, daß es mit mir zugleich ſterben ſoll?«

»Wohlan, anſtatt zu ſterben, ſoll es leben, und dadurch, daß es lebt, ſeine Mutter retten.«

»Was hätten wir zu dieſem Zwecke zu thun? Ich begreife Dich nicht, Salvato.«

»Die ſchwangere Frau iſt geheiligt und das Geſetz kann die Mutter nicht eher mit dem Tode heimſuchen, als bis das Kind nicht zugleich davon betroffen wird.«

»Was ſagſt Du?«

»Die Wahrheit. Warte das Gericht ab, und wenn Du, wie wir nach dem, was mir der Cardinal Ruffo geſagt hat, nicht anders erwarten können, im voraus verurtheilt biſt, ſo erkläre in dem Augenblick, wo der Richter dein Urtheil verkünden will, deine Schwangerſchaft und dieſe Erklärung an und für ſich gibt Dir eine Friſt von ſieben Monaten.«

Luiſa betrachtete Salvato mit traurigem Blick.

»Mein Freund,« ſagte ſie, »gibſt Du, der ſonſt ſo unerſchütterlich an der Ehre feſthält, mir den Rath, mich öffentlich zu entehren?«

»Ich gebe Dir den Rath, zu leben, gleichviel durch welches Mittel, dafern Du nur lebeſt. Begreifſt Du?«

Luiſa fuhr in demſelben Ton und als ob ſie nicht verſtanden hätte, fort:

„Alle Welt weiß, daß mein Gatte ſeit länger als ſechs Monaten abweſend iſt und ich ſollte, während man mich ungerecht und wegen eines Verbrechens, welches ich begangen habe, verurtheilt, laut erklären: Ich bin ein treuloſes Weib, eine Ehebrecherin! O, ich müßte vor Scham ſterben, mein Freund! Du ſiehſt, daß es weit beſſer iſt, auf dem Blutgerüſt zu ſterben.“

„Aber unſer Kind! Haſt Du das Recht, es zum Tode zu verurtheilen?“

„Gott iſt mein Zeuge, mein Freund, daß, wenn wir am Leben geblieben wären, daß, wenn ich das erſte Weinen unſeres Kindes gehört, wenn ich ſeinen Athem gefühlt, ſeine Lippen geküßt hätte — Gott iſt mein Zeuge, daß ich dann die Schmach meiner Mutterſchaft mit Stolz getragen hätte. Biſt Du aber morgen todt und ich in ſieben Monaten — denn ſterben muß ich doch jedenfalls — ſo iſt das arme Kind nicht blos Waiſe, ſondern auch mit dem ewigen Makel ſeiner Geburt gebrandmarkt. Ein unbarmherziger Kerkermeiſter wird es hinter einen Eckſtein werfen — es wird erfrieren, es wird verhungern, es wird von den Hufen der Pferde getreten werden. Nein, Salvato, möge es mit uns zugleich verſchwinden, und wenn, wie Leonora glaubt und wie auch ich es hoffe, die Seele unſterblich iſt, ſo werden wir mit der Laſt unſerer Verirrungen beladen vor Gott erſcheinen, aber auch zugleich in Begleitung des Engels, der uns Gnade erflehen wird.

„Luiſa! Luiſa!“ rief Salvato; „bedenke wohl, beſinne Dich!“

»Und er, da drüben! So gut, ſo edel! Wenn er, während er weiß, daß ich den Muth gehabt, ihn zu betrügen, erführe, daß ich nicht den Muth habe, zu ſterben, während alle Welt um ihn herum wiſſen würde, um welchen Preis ich mein Leben erkauft, unter welcher Laſt von Scham würde er die Stirn beugen! O, ich brauche blos daran zu denken,« fuhr Luiſa ſich erhebend fort, »um mich ſtark zu fühlen wie eine Spartanerin, und wenn das Schaffot hier ſtünde, ſo würde ich es lächelnd beſteigen.«

Salvato ſank vor ihr auf die Knie nieder und küßte ihr leidenſchaftlich die Hand.

»Ich habe gethan, was ich thun mußte,« ſagte er zu ihr. »Ich danke Dir, daß Du thun willſt, was Du zu thun haſt.«

Fünftes Capitel.

Das Tribunal von Monte Oliveto.

Hector Caraffa hatte ſich nicht geirrt. Um neun Uhr Abends hörte man die Tritte eines bewaffneten Trupps auf der Treppe, welche nach dem Kerker der Gefangenen führte.

Die Thür öffnete ſich und man ſah in dem Halbſchatten die Musketen der Soldaten glänzen.

Die Schließer traten ein, ſie trugen Ketten, welche ſie auf das Pflaſter des Kerkers warfen und die niederfallend dumpf erklirrten.

Das Blut des edlen Grafen Ruvo empörte ſich.

»Ketten! Ketten!« rief er; »dieſelben ſind doch nicht etwa für uns?«

»Nun, für wen ſollen ſie denn ſonſt ſein?« fragte einer der Schließer in höhniſchem Ton.

Hector machte eine drohende Geberde, ſah ſich nach einem Gegenſtand um, deſſen er ſich als Waffe bedienen könnte, und wog, da er keinen fand, mit dem Blicke den Felsblock, welcher die Mündung des Brunnens bedeckte, und ſchickte, wie Ajax, ſich an ihn aufzuheben.

Cirillo that ihm Einhalt.

»Freund,« ſagte er, »die ehrenvollſte Narbe nach der, welche das Eiſen des Feindes auf dem Arme eines Helden zurückläßt, iſt die, welche die Ketten eines Tyrannen auf dem Arme eines Patrioten zurücklaſſen. Hier iſt mein Arm. Wo ſind unſere Ketten?«

Und der edle Greis ſtreckte ſeine beiden Arme aus.

Als die Thür ſich öffnete, ſpielte Velasco ſeiner Gewohnheit gemäß Guitarre und ſang, indem er ſich begleitete, ein luſtiges neapolitaniſches Liedchen.

Die Schließer traten ein, warfen ihre Ketten auf den Fußboden, aber Velasco ließ ſich nicht ſtören.

Hector ſah bald Domenico Cirillo, bald den unerſchütterlichen Sänger an.

»Ich ſchäme mich,« ſagte er, »denn ich glaube in der That, daß es hier zwei Männer gibt, welche muthiger ſind als ich.«

Und er ſtreckte ſeinerſeits die Arme aus.

Dann kam die Reihe an Manthonnet.

Hierauf näherte ſich Salvato. Während man ihn feſſelte, ſtützten Eleonore Pimentel und Michele, welche wäh-

rend der ganzen Zeit, wo ſie beiſeite mit ihrem Geliebten geſprochen. nicht aus den Augen gelaſſen hatten, die junge Frau, welche nahe daran war niederzuſinken.

Als Salvato gefeſſelt war, ſtieß Michele einen Seufzer aus, der ſeinen Grund mehr in dem Kummer hatte, ſeine Schweſter verlaſſen zu müſſen, als in der Scham über die Behandlung, die er erdulden mußte, und er näherte ſich dem Schließer.

Velasco fuhr fort zu ſingen, ohne daß in ſeiner Stimme die mindeſte Veränderung wahrzunehmen geweſen wäre.

Ein Schließer kam auf ihn zu. Er gab zu verſtehen, daß man ihn ſein Liedchen ausſingen laſſen möge, und als er damit fertig war, zerſchlug er die Guitarre auf dem Fußboden und ſtreckte die Arme aus.

Die Frauen zu feſſeln hielt man nicht für nöthig.

Ein Theil der Soldaten ging wieder die Treppe hinauf, um zwiſchen ſich und ihren Cameraden einen Raum zu ſchaffen, den dann die Gefangenen einnahmen, denn man konnte die ſchmale Treppe nur zu Zweien hinter einander hinaufgehen. Dann folgte der übrige Theil der bewaffneten Macht und man gelangte in den Hof.

Hier formirten die Soldaten zwei Reihen, durch welche die Gefangenen eingeſchloſſen wurden.

Andere dahinter poſtirte Soldaten, welche Fackeln trugen, leuchteten dem traurigen Zuge.

So durchzog man unter dem Hohngeſchrei der Lazzaroni die ganze Strada Medina, vor dem Hauſe der beiden Backer vorbei, wo die Hohnreden ſich verdoppelten, denn man hatte die San Felice erkannt.

Dann bog man in die Strada Monte Oliveto ein, an deren Ende, auf dem Largo desſelben Namens, das Thor des in ein Tribunal umgeſtalteten Kloſters ſich öffnete.

Die Richter, oder beſſer geſagt die Henker hielten ihre Sitzungen im zweiten Stockwerke.

Der große Saal, nämlich der des Refectoriums, war zu einem Gerichtshofe umgeſtaltet.

Schwarz ausgeſchlagen, hatte er weiter keine Zierathen, als Fahnentrophäen mit den Wappen der Bourbons von Neapel und von Spanien und ein koloſſales Crucifix über dem Kopfe des Präſidenten, das Symbol des Schmerzes, aber nicht der Milde, und welches blos hier zu ſein ſchien, um zu beweiſen, daß die menſchliche Gerechtigkeit, ſei es durch den Haß, ſei es durch die Furcht, ſtets irregeleitet worden iſt.

Man ließ die Gefangenen einen langen dunklen ſchmalen Gang längs des Prätoriums paſſiren. Sie konnten ſchon das Gebrüll der Menge hören, welche ſie erwartete.

»Elendes Volk!« murmelte Hector Caraffa. »Wie thöricht, ſich dafür zu opfern!«

»Wir opfern uns,« antwortete Cirillo, »nicht blos für dieſes Volk, ſondern für die ganze Menſchheit. Das Blut der Märtyrer iſt ein furchtbares Auflöſungsmittel für die Throne.«

Man öffnete die Thür, welche auf die für die Angeklagten hergerichtete Eſtrade führte. Eine Flut von Licht, ein warmer Luftzug, ein Sturm von Geſchrei drang bis zu ihnen.

Hector Caraffa, welcher voranſchritt, blieb ſtehen, als ob er erſticken müßte.

»Vorwärts wie in Andria!« ſagte Cirillo.

Und der unerſchrockene Anführer erſchien zuerſt auf der Eſtrade.

Jeder ſeiner Genoſſen ward ebenſo wie er ſelbſt mit Hohngeſchrei und Schmähungen empfangen. Bei dem Anblicke der Frauen verdoppelte ſich das Geſchrei.

Als Salvato ſah, daß Luiſa zuſammenknickte wie ein ſchwaches Rohr, faßte er ſie um den Leib und hielt ſie aufrecht.

Dann ließ er einen Blick in dem ganzen Saale umherſchweifen.

Im erſten Range der Zuſchauer, auf das Geländer, welches das Publicum von den Richtern trennte, geſtützt, ſaß ein Benedictinermönch. In dem Augenblick, wo Salvato's Augen ſich auf ihn hefteten, hob er ſeine Capuze.

»Mein Vater!« murmelte Salvato leiſe in Luiſa's Ohr.

Und Luiſa richtete ſich unter einem Hoffnungsſtrahle auf wie eine ſchöne Lilie unter einem Sonnenſtrahle.

Die Augen der anderen Angeklagten, welche Niemanden in dem Saale zu ſuchen hatten, richteten ſich auf das Tribunal.

Dasſelbe beſtand aus ſieben Richtern mit Einſchluß des Präſidenten. Sie ſaßen in einem Halbkreis, wahrſcheinlich weil ſie den Areopag der Athenienſer nachzuahmen wünſchten. Die Vertheidiger und der Procurator der Angeklagten — dieſe letzte Nachäffung eines Scheines von Gerechtigkeit — ſtanden mit dem Rücken an die Eſtrade gelehnt. Sie waren mit den Angeklagten nicht einmal in Mittheilung geſetzt worden.

Ein einziger von den Räthen fehlte, Don Vicenzo Speciale, der Richter des Königs.

Man wußte ſehr wohl, daß er im Namen Seiner ſiciliſchen Majeſtät ſprach, daß er, obſchon nur einfacher Nominalrath, doch der eigentliche Präſident des Tribunals war.

Allerdings gab es einen Mann, welcher eifrig mit ihm kämpfte. Es war dies derſelbe, welcher die Beſoldung des Henkers herabgeſetzt, der Fiscalprocurator Guidobaldi.

Die Angeklagten ſetzten ſich.

Obſchon die Fenſter des im zweiten Stockwerk befindlichen Tribunalſaales offen ſtanden, ſo machten doch die zahlreichen Zuſchauer und die zahlreichen Lichter die Atmoſphäre ſo heiß und dick, daß ſie kaum noch zu athmen war.

»So wahr ich lebe,« ſagte Hector Caraffa, »man ſieht wohl, daß wir uns hier im Vorgemach der Hölle befinden. Man erſtickt ja faſt.«

Guidobaldi drehte ſich raſch nach ihm herum.

»Du wirſt bald auf ganz andere Weiſe erſticken,« ſagte er, »nämlich wenn Dir der Strick die Gurgel zuſchnürt.«

»O Signor,« antwortete Hector Caraffa, »man ſieht wohl, daß Sie nicht die Ehre haben mich zu kennen. Einen Mann meines Namens hängt man nicht, ſondern man ſchlägt ihm den Kopf ab und dann hat er, anſtatt keine Luft, deren nur zu viel.«

In dieſem Augenblick ging eine Bewegung, die einem Schauer der Furcht und des Schreckens glich, durch den Saal. Die Thür des Berathungscabinets hatte ſich ſoeben geöffnet und Speciale trat ein.

Er war ein Mann von fünfundfünfzig bis ſechzig Jahren, mit ſtark markirten Zügen, glattem, an den Schläfen herabhängendem Haar und kleinen, lebhaften, haßerfüllten ſchwarzen Augen, die mit einer Starrheit blickten, welche für den, auf welchen ſie ſich hefteten, ſchmerzhaft und peinlich ward. Eine wie ein Raubvogelſchnabel gekrümmte Naſe ſenkte ſich auf ſchmale Lippen und ein Kinn herab, welches beinahe eben ſo lang hervorragte wie die Naſe.

Der Kopf hatte eine ſehr gerade Haltung trotz des ſehr ſichtbaren Höckers, welcher hinten den langen ſchwarzen Talar emporhob. Der Mann hätte grotesk ausgeſehen, wenn er ſich nicht furchtbar gemacht hätte.

»Ich habe,« ſagte Cirillo zu Hector Caraffa mit gedämpfter Stimme, obſchon laut genug, um gehört zu werden, »ich habe ſtets bemerkt, daß die häßlichen Menſchen boshaft und die verwachſenen noch ſchlimmer ſind. Hier,« fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf Speciale zeigte, »ſteht Einer, der meine Behauptung abermals beſtätigt.«

Speciale hörte dieſe Worte, drehte den Kopf wie auf einem Zapfen herum und ſuchte mit den Augen den, welcher ſie geſprochen.

»Drehen Sie ſich noch beſſer herum, Herr Richter,« ſagte Michele zu ihm. »Ihr Höcker benimmt uns die Ausſicht.«

Und er ſchlug ein lautes Gelächter auf, nicht wenig erfreut darüber, daß er auch ſein Wort mit zur Converſation geliefert.

Dieſes Gelächter fand in dem Saale ein wahrhaft homeriſches Echo.

Wenn dies ſo fortging, ſo verſprach die Sitzung für die Zuhörer eine ſehr amüſante zu werden.

Speciale ward ſchwarzblau vor Wuth, faſt ſofort aber ſtieg ihm die Röthe ins Geſicht, als ob ihn der Schlag rühren ſollte.

Mit einem einzigen weiten Schritt legte er die Entfernung zurück, die ihn von ſeinem Seſſel trennte, und ſank vor Wuth mit den Zähnen knirſchend hinein.

»Beginnen wir ſofort die Verhandlungen,« ſagte er. »Graf von Ruvo, Ihr Name, Ihre Vornamen, Ihr Alter und Ihr Stand?«

»Meine Namen?« antwortete der Gefragte. »Ettore Caraffa, Graf von Ruvo, aus der Familie der Fürſten von Andria. Mein Alter? Zweiunddreißig Jahre. Mein Stand? Patriot.«

»Was haben Sie während der ſogenannten Republik gemacht?«

»Sie können noch weiter zurückgehen und mich fragen, was ich unter der Monarchie gemacht habe.«

»Das iſt nicht nöthig.«

»Dieſer Meinung bin ich nicht und ich werde es Ihnen daher ſagen: Ich habe conſpirirt und ward von jenem ſchändlichen Vanni, welcher, als er ſich die Kehle abſchnitt, nicht ahnte, daß man einen noch Schlechteren als ihn finden würde, in das Caſtell San Elmo geſetzt. Ich entſprang, begab mich zu dem wackern berühmten Championnet und half ihm mit meinem Freund Salvato hier bei Civita Caſtellana den General Mack ſchlagen.«

»Dann,« unterbrach ihn Speciale, »haben Sie alſo gegen Ihr eigenes Vaterland gedient?«

»Gegen mein Vaterland nicht, blos gegen den König Ferdinand. Mein Vaterland iſt Neapel, und der Beweis, daß Neapel nicht der Meinung war, ich hätte gegen mein Vaterland gedient, liegt darin, daß es mich bat, ihm mit dem Grade eines Generals noch ferner zu dienen.«

»Und dieſer Aufforderung ſind Sie gefolgt?«

»Ja wohl, vom Herzen gern.«

»Meine Herren,« ſagte Speciale, »ich hoffe, daß wir uns gar nicht erſt die Mühe nehmen werden, über die Strafe zu berathen, welche dieſem Verräther, dieſem Abtrünnigen zuzuerkennen iſt.«

Ruvo erhob ſich oder ſprang vielmehr auf ſeine Füße.

»Ha, Elender,« ſagte er, indem er ſeine Feſſeln ſchüttelte und ſich gegen Speciale hinüberbog, »dieſe Ketten ſind es, welche Dir den Muth geben, mich zu beleidigen. Wäre ich frei, ſo würdeſt Du anders mit mir ſprechen.«

»Ich verurtheile Dich zum Tode,« ſagte Speciale, »und da Du in deiner Eigenſchaft als Fürſt das Recht haſt, enthauptet zu werden, ſo ſoll dies geſchehen, aber durch die Guillotine.«

»Amen!« ſagte Hector, indem er ſich mit der größten Unbefangenheit wieder ſetzte und dem Tribunal den Rücken kehrte.

»Jetzt biſt Du an der Reihe, Cirillo,« ſagte Speciale. »Dein Name, dein Alter, dein Stand?«

»Domenico Cirillo,« antwortete der Gefragte mit ruhiger Stimme. »Ich bin ſechzig Jahre alt. Unter der Monarchie war ich Arzt, unter der Republik Volksvertreter.«

»Und was biſt Du heute mir gegenüber?«

»Dir, Feigling, gegenüber bin ich ein Held.«

»Zum Tode verurtheilt!« heulte Speciale.

»Zum Tode verurtheilt!« wiederholte das Tribunal wie ein geiſterhaftes Echo.

»Weiter, Du da unten, der Du die Generalsuniform der ſogenannten Republik trägſt.«

»Ich?« fragten Manthonnet und Salvato gleichzeitig.

»Nein, Du, der Du Kriegsminiſter geweſen biſt. Raſch deinen Namen —«

Manthonnet unterbrach ihn.

»Gabriel Manthonnet; zweiundvierzig Jahre alt.«

»Was haſt Du unter der Republik gethan?«

»Große Dinge, obſchon dieſelben nicht groß genug waren, denn zuletzt haben wir capitulirt.«

»Was haſt Du zu deiner Vertheidigung zu ſagen?«

»Ich habe capitulirt.«

»Dies iſt nicht genug.«

»Das thut mir leid, ich habe aber denen, welche das heilige Geſetz der Verträge mit Füßen treten, keine andere Antwort zu geben.«

»Zum Tode!«

»Zum Tode!« wiederholte das Tribunal.

»Und Du, Michele der Narr!« fuhr Speciale fort; »was haſt Du unter der Republik gemacht?«

»Ich bin klug geworden,« antwortete Michele.

»Haſt Du etwas zu deiner Vertheidigung zu ſagen?«

»Es würde vergeblich ſein.«

»Warum?«

»Weil die Wahrſagerin Nano mir prophezeit hat, daß ich Oberſt werden und dann an dem Galgen ſterben würde. Oberſt bin ich geweſen, und es bleibt mir nur noch

übrig, gehängt zu werden. Alles, was ich ſagen könnte, würde mich nicht daran hindern. Geniren Sie ſich daher nicht, ſondern ſingen Sie auch in Bezug auf mich Ihren Refrain: Zum Tode!«

»Zum Tode!« wiederholte Speciale.

»Nun Sie,« fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf Leonora Pimentel zeigte.

Sie erhob ſich, ſchön, ruhig und ernſt wie eine Matrone des Alterthums.

»Ich?« ſagte ſie. »Ich heiße Leonora Fonſeca Pimentel und bin zweiunddreißig Jahre alt.«

»Was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung zu ſagen?«

»Nichts, wohl aber habe ich viel zu meiner Anklage zu ſagen, denn heutzutage ſind es die Helden, welche man anklagt, und die Feiglinge, welche man belohnt.«

»Nun, dann ſprechen Sie, da es Ihnen beliebt, ſich ſelbſt anzuklagen.«

»Ich war die Erſte, welche den Neapolitanern zurief: »Ihr ſeid frei!« Ich habe ein Journal herausgegeben, in welchem ich die Eidbrüche, die Verworfenheit, die Verbrechen der Tyrannen entſchleiert habe; ich habe auf dem Theater San Carlo die Hymne an die Freiheit von Monti declamirt, ich habe —«

»Genug,« unterbrach Speciale; »Sie können in dieſer Lobrede auf ſich ſelbſt auf dem Wege zum Galgen weiter fortfahren.«

Leonora ſetzte ſich ruhig, wie ſie aufgeſtanden war.

»Jetzt Du dort, Guitarrenmann,« ſagte Speciale ſich zu Velasco wendend, »denn man hat mir geſagt, daß Du

Dir im Gefängniß die Zeit mit Guitarrenſpielen vertrieben haſt.«

»Nun, iſt das vielleicht ein Majeſtätsverbrechen?«

»Nein, und wenn Du weiter nichts gethan hätteſt als dies, ſo wäreſt Du, obſchon dies das Vergnügen eines Müßiggängers iſt, nicht hier. Da Du aber hier biſt, ſo mache uns das Vergnügen, uns deinen Namen, deinen Vornamen, dein Alter und deinen Stand zu ſagen.«

»Und wenn es mir nicht beliebt, Ihnen zu antworten?«

»So wird mich dies nicht abhalten, Dich zum Tode zu ſchicken.«

»Schön!« ſagte Velasco. »Ich werde gehen, ohne daß Du mich ſchickſt.«

Und mit einem einzigen Sprunge, dem Sprunge eines Jaguar, ſchwang er ſich über die Eſtrade hinweg und ſtürzte mitten in das Prätorium. Dann und ohne daß man Zeit hatte ihn aufzuhalten, ja ehe man noch ſeine Abſicht errathen konnte, eilte er nach dem Fenſter, während er mit ſeinen Ketten um ſich herumſchlug, und rief: »Platz! Platz!«

Jeder wich vor ihm zurück. Er ſprang auf das Fenſterſims, verweilte aber hier nur einen Augenblick. Der ganze Saal ſtieß einen Schreckensruf aus — der Gefangene hatte ſich hinausgeſtürzt.

Beinahe unmittelbar darauf hörte man den Fall eines ſchweren Körpers, der auf das Pflaſter niederſchlug.

Es trat in dem bis jetzt ſo geräuſchvollen Saale ein Augenblick peinlichen Schweigens ein. Richter, Angeklagte und Zuſchauer wurden von einem unwillkürlichen Schauer überrieſelt. Luiſa warf ſich in die Arme ihres Geliebten.

»Soll ich die Sitzung aufheben?« fragte der Präsident.

»Warum das?« entgegnete Speciale. »Sie hätten ihn jedenfalls zum Tode verurtheilt; er hat sich selbst den Tod gegeben und der Gerechtigkeit ist Genüge geschehen. Antworten Sie, Herr Franzose,« fuhr er sich zu Salvato wendend fort, »und sagen Sie uns, wie es kommt, daß Sie vor uns erscheinen.«

»Ich erscheine vor Ihnen,« sagte Salvato, »weil ich nicht Franzose, sondern Neapolitaner bin. Ich heiße Salvato Palmieri. Ich zähle sechsundzwanzig Jahre, ich bete die Freiheit an; ich verabscheue die Tyrannei. Ich bin es, den die Königin durch ihren Sbirren Pasquale de Simone ermorden lassen wollte. Ich bin es, der, indem ich mich gegen sechs Meuchelmörder vertheidigte, die Kühnheit hatte, zwei davon zu tödten und zwei zu verwunden. Ich habe den Tod verdient — verurtheilen Sie mich.«

»Wohlan,« sagte Speciale, »wir dürfen diesem würdigen Patrioten das, was er von uns verlangt, nicht abschlagen. Zum Tode!«

»Zum Tode!« wiederholte das Tribunal.

Luisa war auf dieses Resultat gefaßt, aber dennoch ließ sie sich einen Seufzer entschlüpfen, welcher einem Aechzen glich.

Der Benedictinermönch hob seine Capuze und wechselte mit Salvato einen raschen Blick.

»Na, nun ist die Signora an der Reihe,« sagte Speziale, »dann sind wir fertig. Obschon wir Alles eben so gut wissen wie Sie, Signora, so werden Sie doch die Güte haben, uns Ihre kleine Affaire zu erzählen. Vor allen

Dingen ſagen Sie uns Ihren Namen, Ihren Vornamen, Ihr Alter und Ihren Stand, dann wollen wir zu den Backers übergehen.«

»Steh' auf, Luiſa, und ſtütze Dich auf meine Schulter,« ſagte Salvato leiſe.

Luiſa erhob ſich und nahm den ihr dargebotenen Stützpunkt an.

Als die Zuſchauer ſie ſo jung, ſo ſchön, ſo beſcheiden ſahen, entrang ſich ihnen ein Murmeln der Bewunderung und des Mitleids.

»Thürſteher,« ſagte Speciale, »gebietet Schweigen.«

»Ruhe!« rief der Thürſteher.

»Sprich,« ſagte Salvato.

»Ich heiße Luiſa Molina San Felice,« ſagte die junge Frau mit ſanfter, zitternder Stimme. »Ich zähle dreiundzwanzig Jahre. Ich bin unſchuldig an dem Verbrechen, deſſen man mich anklagt, aber ich verlange nichts Beſſeres, als zu ſterben.«

»Dann,« ſagte Speciale, welcher nur ungern die Beweiſe von Theilnahme ſah, welche man der Angeklagten von allen Seiten erwies, »dann behaupten Sie wohl, daß nicht Sie es ſind, welche die Bankiers Backer denuncirt hat?«

»Sie behauptet dies mit um ſo mehr Recht,« ſagte Michele, »als ich es bin, von welchem dieſe Denunciation ausgegangen iſt. Ich war bei dem General Championnet. Ich gab den Rath, Giovannina zu befragen. Sie hat mit der ganzen Sache nichts zu ſchaffen gehabt, meine arme kleine Schweſter. Sie können ſie daher ganz ruhig wieder

entlaſſen und bitten, daß ſie Sie in ihr Gebet einſchließe, denn ſie iſt eine Heilige.«

»Schweig, Michele, ſchweig!« murmelte Luiſa.

»Nein, ſprich; im Gegentheile, ſprich, Michele!« ſagte Salvato.

»Und ich kann um ſo mehr ſprechen,« fuhr der Lazzarone fort, »als jetzt, wo ich einmal verurtheilt bin, mir nichts weiter geſchehen kann. Wenn ich einmal gehängt werden ſoll, ſo kann ich eben ſo gut die Wahrheit ſagen. Die Lügen ſind es, welche einen ehrlichen Mann erwürgen, aber nicht der Strang. Wohlan, ich ſagte alſo, daß die Modonna am Fuße der Grotte, ihre Nachbarin, nicht reiner iſt als ſie. Sie kam ausdrücklich von Päſtum zurück, um die armen Backers zu warnen, traf ſie aber bereits in den Händen der Soldaten an, von welchen ſie in das Caſtello Nuovo gebracht wurden. Vor ſeinem Tode hat der Sohn ihr geſchrieben, er wiſſe wohl, daß nicht ſie, ſondern ich die Urſache ſeines Todes wäre. Gib einmal den Brief her, Schweſterchen, gib ihn her. Dieſe Herren werden ihn leſen. Sie ſind zu gerecht, um Dich zu verurtheilen, wenn Du unſchuldig biſt.«

»Ich habe ihn nicht mehr,« murmelte Luiſa; »ich weiß nicht mehr, was ich damit gemacht habe.«

»Ich habe ihn,« rief Salvato lebhaft. »Greife einmal in dieſe Taſche, Luiſa, und gib ihn hin.«

»Du willſt es, Salvato,« murmelte Luiſa.

Dann ſetzte ſie noch leiſer hinzu:

»Und wenn man mich nun begnadigte?«

»Möge der Himmel es geben!«

»Aber Du?«

»Mein Vater iſt da.«

Luiſa zog den Brief aus Salvato's Taſche und reichte ihn dem Richter.

»Meine Herren,« ſagte Speciale, »wenn dieſer Brief auch wirklich von Backer's Hand geſchrieben ſein ſollte, ſo hoffe ich doch, daß ſie ihm nicht mehr Vertrauen ſchenken werden, als er verdient. Sie wiſſen, daß der junge Backer der Liebhaber dieſer Frau war.«

»Der Liebhaber?« rief Salvato. »O, Elender, berühre dieſes makelloſe Weſen nicht auch nur mit deinen Worten!«

»Er hatte ſich in mich verliebt, wollen Sie wohl ſagen, Signor,« entgegnete Luiſa.

»Ja und zwar bis zum Wahnſinn, denn nur ein Wahnſinniger konnte einer Frau das Geheimniß einer Verſchwörung anvertrauen.«

»Leſen Sie den Brief,« ſagte Salvato, indem er ſich erhob, »und zwar laut.«

»Ja, laut! laut!« rief das Publicum.

Speciale ſah ſich demgemäß genöthigt, dieſer öffentlichen Stimme zu gehorchen und las den uns bekannten Brief, durch welchen André Backer zum Beweiſe ſeines Vertrauens zu Luiſa und ſeiner Ueberzeugung, daß ſie mit der Denunciation des royaliſtiſchen Complotts nichts zu ſchaffen gehabt, Luiſa den Auftrag ertheilte, eine Summe von vierhunderttauſend Ducati unter die Opfer des Kampfes zu vertheilen.

Die Richter ſahen einander an. Auf eine ſo vollſtändig in Abrede geſtellte Thatſache hin war es nicht möglich eine Verurtheilung auszuſprechen, denn das Opfer ward

dadurch gerechtfertigt, während der Schuldige ſich ſelbſt anklagte.

Dennoch lautete der Befehl des Königs poſitiv. Man mußte ſie verurtheilen und zwar zum Tode.

Speciale war übrigens auch nicht der Mann, der durch eine ſolche Kleinigkeit in Verlegenheit gebracht worden wäre.

„Gut,“ ſagte er. „Das Tribunal läßt dieſen Anklagepunkt fallen.“

Dieſe Worte wurden mit einem Gemurmel des Beifalls aufgenommen.

„Aber,“ fuhr Speciale zu Luiſa gewendet fort, „Sie ſind auch noch eines andern nicht minder ſchweren Verbrechens angeklagt.“

„Was wäre das für eines?“ fragten Luiſa und Salvato gleichzeitig.

„Sie ſind angeklagt, einem Mann ein Aſyl gegeben zu haben, welcher nach Neapel kam, um gegen die Regierung zu conſpiriren. Sie haben dieſen Mann ſechs Wochen lang beherbergt und ihn erſt fortgelaſſen, als er ſich zum Kampfe gegen die Truppen des legitimen Königs begab.“

Luiſa ſenkte, anſtatt zu antworten, das Haupt und betrachtete Salvato mit zärtlichem Blick.

„Nun, das laß' ich mir aber doch gefallen!“ ſagte Michele. „Konnte ſie ihn vielleicht vor ihrer Thür ſterben laſſen, ohne ihm Beiſtand zu leiſten? Iſt es nicht das erſte Gebot des Evangeliums, unſeren Nächſten beizuſtehen?“

„Ein Verräther,“ unterbrach Speciale, „iſt Niemandes Nächſter.“

Dann, als ob er mit dieſer Angelegenheit, welcher

ſich das öffentliche Intereſſe in höherem Grade zuwendete, als ihm lieb war, ſo ſchnell als möglich fertig zu werden wünſchte, ſagte er:

»Alſo Sie geſtehen, einen Verſchwörer aufgenommen, verborgen gehalten und gepflegt zu haben, der Ihr Haus nur verlaſſen hat, um mit den Jakobinern und Franzoſen gemeinſchaftliche Sache zu machen?«

»Ja, ich geſtehe es,« ſagte Luiſa.

»Dies genügt. Dies iſt Hochverrath und ein Capitalverbrechen zum Tode!«

»Zum Tode!« wiederholte das Tribunal in dumpfem Tone.

Unter den Zuhörern machte ſich ein langes, ſchmerzliches Murmeln bemerkbar.

Luiſa San Felice wendete ſich ruhig und die Hand auf das Herz drückend nach den Zuſchauern, um ihnen zu danken.

Plötzlich hielt ſie unbeweglich und mit ſtierem Blicke inne.

»Was iſt Dir?« fragte Salvato.

»Dort! dort! Siehſt Du?« ſagte ſie, ohne eine Geberde zu machen und indem ſie ſich blos ein wenig vorwärtsneigte. »Er! er! er!«

Salvato neigte ſich ſeinerſeits nach der ihm von Luiſa angedeuteten Richtung und ſah einen Mann von fünfundfünfzig bis ſechzig Jahren, ſchwarz und elegant gekleidet und mit dem auf ſeinen Frack geſtickten Malteſerkreuz.

Langſam ſchritt er durch die Menge, welche vor ihm zur Seite wich, auf das Tribunal zu. Er öffnete das Geländer, welches das Publicum von der Junta trennte, ging

bis in die Mitte des Prätoriums und ſagte zu den Richtern gewendet, welche ihn erſtaunt anſahen:

»Sie haben ſoeben dieſe Frau zum Tode verurtheilt, ich komme aber, um Ihnen zu ſagen, daß Ihr Urtheil nicht vollſtreckt werden kann.«

»Und warum nicht?« fragte Speciale.

»Weil ſie ſchwanger iſt,« antwortete er.

»Woher wiſſen Sie das?«

»Ich bin ihr Ehegatte, der Chevalier San Felice.«

Unter dem Publicum vernahm man einen Freudenruf, auf der Eſtrade der Angeklagten einen Ruf der Verwunderung. Speciale war bleich, indem er fühlte, daß ſeine Beute ihm entſchlüpfte.

Die Richter betrachteten einander mit unruhigem Blick.

»Luciano! Luciano!« murmelte Luiſa, indem ſie dem Chevalier die Hände entgegenſtreckte, während große Thränen der Rührung ihren Augen entrollten.

Der Chevalier näherte ſich der Eſtrade; die Soldaten wichen von ſelbſt zurück. Er ergriff die Hand ſeiner Gattin und küßte dieſelbe zärtlich.

»Ha, Du hatteſt wohl Recht, Luiſa,« ſagte Salvato leiſe, »dieſer Mann iſt ein Engel und ich ſchäme mich, ihm gegenüber ſo wenig zu ſein.«

»Man bringe die Verurtheilten nach der Vicaria,« ſagte Speciale, »dieſe Frau aber,« ſetzte er hinzu, »führe man in das Caſtello Nuovo zurück.«

Die Thür, durch welche die Angeklagten eingetreten waren, öffnete ſich, um die Verurtheilten hinausgehen zu laſſen. Ehe Salvato aber die Eſtrade verließ, hatte er noch Zeit, einen letzten Blick mit ſeinem Vater zu wechſeln.

Sechstes Capitel.

In der Capelle.

Dem von Speciale ertheilten Befehl gemäß wurden die Verurtheilten nach der Vicaria gebracht und Luiſa in das Caſtello Nuovo zurückgeführt.

Dennoch hatten die beiden Liebenden, welche bei den Soldaten mehr Mitleid fanden als bei den Richtern, noch Zeit, einander Lebewohl zu ſagen und einen letzten Kuß zu wechſeln.

Beſeelt von Vertrauen auf ſeinen Vater verſicherte Salvato ſeiner Freundin, daß er der beſten Hoffnung lebe und daß er dieſe Hoffnung ſelbſt am Fuße des Schaffots noch nicht aufgeben würde.

Luiſa antwortete nur durch ihre Thränen.

Endlich an der Thür mußte man ſich trennen. Die Verurtheilten paſſirten die Calata Trinita Maggiore, die Strada Trinita und den Vico Stoto; dann brachte die Strada dei Tribunali ſie geraden Weges nach der Vicaria.

Luiſa dagegen kehrte durch die Strada Monte Oliveto und die Strada Medina in das Caſtello Nuovo zurück, wo ſie kraft einer Empfehlung vom Prinzen Francesco, die ein unbekannter Mann gebracht, in ein beſonderes Zimmer eingeſchloſſen ward.

Wir wollen nicht verſuchen, die Situation zu malen, in welcher man ſie hier ließ. An unſeren Leſern iſt es, ſich ſelbſt eine Vorſtellung davon zu machen.

Was die Verurtheilten betraf, ſo ſchritten ſie, wie

wir bereits geſagt, nach der Vicaria, bis an deren Thor ſie von denen escortirt wurden, welche der Sitzung des Tribunals beigewohnt hatten.

Ausgenommen hievon waren jedoch der Chevalier San Felice und der Mönch, welche ſich einander genähert hatten und mit einander bis an die erſte Ecke der Strada della Guercia, das heißt bis an die Ecke des Vico desſelben Namens, geeilt waren.

Das Thor der Vicaria ſtand fortwährend offen. Es empfing die Verurtheilten von dem Tribunal, behielt ſie zwölf, vierzehn bis fünfzehn Stunden und warf ſie dann auf das Schaffot.

Der Hof war mit Soldaten angefüllt. Des Abends breitete man für dieſelben unter den Arcaden eine Anzahl Matratzen aus und ſie ſchliefen hier in ihren Capot oder in ihren Mantel gehüllt.

Uebrigens ſtand man jetzt in den wärmſten Tagen des Jahres.

Es war gegen zwei Uhr Morgens, als die Verurtheilten anlangten, und ſie wurden ſofort in die Capelle geführt.

Hier wurden ſie augenſcheinlich erwartet. Das Gemach, in welchem ſich der Altar befand, war durch Wachskerzen, das andere durch eine an der Decke hängende Lampe erleuchtet.

Auf der Erde lagen ſechs Matratzen. Eine Anzahl Schließer warteten in dieſem Gemach.

Die Soldaten machten an dem Thor Halt und hielten ſich bereit, Feuer zu geben, wenn in dem Augenblick, wo

man den Verurtheilten die Ketten abnähme, von ihnen ein Empörungsverſuch unternommen würde.

Dies ſtand aber nicht zu fürchten. An dieſem Punkt angelangt, fühlte jeder, daß nicht blos der neugierige Blick ſeiner Zeitgenoſſen, ſondern auch das unparteiiſche Auge der Nachwelt auf ihm ruhte, und keiner war ein ſo großer Feind ſeines Rufes, daß er die heitere Ruhe des Todes durch eine unkluge zornige Aufwallung getrübt hätte.

Deshalb ließen ſie ſich mit derſelben Ruhe, als ob es ſich um andere Perſonen handelte, die Ketten abnehmen, welche ihnen die Hände feſſelten, und ſich diejenigen, durch welche ſie an den Fußboden gefeſſelt wurden, an die Füße legen.

Der Ring war nahe genug an dem Bett und die Kette lang genug, damit der Verurtheilte ſich niederlegen konnte.

War er aber aufgeſtanden, ſo konnte er ſich nicht weiter als um einen Schritt von dem Bett entfernen.

Binnen zehn Minuten war die doppelte Operation ausgeführt. Die Schließer entfernten ſich zuerſt, dann die Soldaten.

Hierauf ſchloß ſich die Thür mit ihren dreifachen Riegeln und ihren doppelten Gittern.

»Meine Freunde,« ſagte Cirillo, ſobald das letzte Knarren der Thüren verſtummt war, »laßt mich als Arzt Euch einen guten Rath geben.«

»Ah, in der That,« rief der Graf von Ruvo lachend, »Ihr Rath ſoll mir ſehr willkommen ſein, denn ich fühle mich ſehr krank, ſo krank, daß ich die dritte Stunde des Nachmittags nicht überleben werde.«

»Mein lieber Graf,« entgegnete Cirillo, »ich habe geſagt, einen guten Rath, aber nicht ein Recept.«

»Dann nehme ich meine Bemerkung zurück. Wir wollen annehmen, ich hätte gar nichts geſagt.«

»Ich wette,« ſagte Salvato ſeinerſeits, »daß ich den guten Rath, den Sie uns geben wollten, mein lieber Hippokrates, errathe; Sie wollten uns rathen, zu ſchlafen; nicht wahr?«

»Sehr richtig; der Schlaf iſt die Kraft, und obſchon wir Männer ſind, ſo werden wir doch, wenn die Stunde da iſt, unſerer Kraft und zwar unſerer ganzen Kraft bedürfen.«

»Wie, mein lieber Cirillo,« ſagte Manthonnet, »wie kommt es, daß Sie, der Sie ein Mann der Vorſicht ſind, ſich in Hinblick auf dieſe Stunde nicht mit einem gewiſſen Pulver oder mit einer gewiſſen Flüſſigkeit verſehen haben, welche uns der Mühe überhebt, vor den Augen dieſer Dummköpfe, der Lazzaroni, am Ende eines Stranges den lächerlichen Tanz aufzuführen, mit welchem wir bedroht ſind?«

»Ich habe wohl daran gedacht, aber als Egoiſt, der ich bin, und da ich nicht ahnte, daß wir gemeinſchaftlich ſterben würden, habe ich nur für mich allein daran gedacht. Dieſer Ring ſchließt wie der Hannibal's den Tod deſſen in ſich, der ihn trägt.«

»Ha!« ſagte Caraffa, »nun verſtehe ich, warum Sie uns rathen zu ſchlafen. Sie wären mit uns eingeſchlafen, aber nicht wieder mit uns erwacht.«

»Da irrſt Du Dich, Hector. Ich bin vollkommen entſchloſſen, wie Ihr und mit Euch zu ſterben, und wenn

es unter Euch Einen gibt, der ſchlecht geſchlafen hat und im Augenblick, wo die große Reiſe angetreten werden ſoll, einige Schwäche fühlen ſollte, ſo gehört dieſer Ring ihm.«

»Zum Teufel,« ſagte Michele, »das iſt ſehr verlockend.«

»Willſt Du ihn, armes Kind des Volkes, der Du nicht wie wir, wenn es zum Sterben kommt, den Beiſtand der Wiſſenſchaft und der Philoſophie zu Hilfe rufen kannſt?« fragte Cirillo.

»Ich danke, ich danke, Doctor,« ſagte Michele; »es wäre Schade um das Gift.«

»Aber warum?«

»Nun, weil die alte Nanno mir prophezeit hat, daß ich gehängt werden würde und weil nichts mich abhalten kann, auch wirklich gehängt zu werden. Machen Sie daher Ihr Geſchenk irgend Jemanden, dem es freiſteht, nach ſeiner Weiſe zu ſterben.«

»Ich nehme Ihr Anerbieten an, Doctor,« ſagte Leonora Pimentel. »Ich hoffe allerdings davon keinen Gebrauch machen zu müſſen, aber ich bin Weib und kann im entſcheidenden Augenblick eine Anwandlung von Schwäche haben. Wenn dieſes Unglück mich treffen ſollte, dann werden Sie mir verzeihen, nicht wahr?«

»Hier iſt der Ring,« ſagte Cirillo, »aber Sie thun unrecht, wenn Sie an ſich ſelbſt zweifeln. Ich bürge für Sie.«

»Gleichviel,« ſagte Leonora, indem ſie die Hand ausſtreckte, »geben Sie nur her.«

Die Matratze des Doctors war von der Leonora's Pimentel zu weit entfernt, als daß Cirillo den Ring hätte von Hand zu Hand geben können. Er gab ihn daher dem

ihm zunächſt befindlichen Gefangenen, der ihn ſeinem Nachbar reichte, welcher ihn Leonora zuſtellte.

»Man erzählt,« ſagte dieſe, »daß Cleopatra, als man ihr die in einem Korbe Feigen liegende Natter brachte, damit begann, das Thier zu liebkoſen, indem ſie ſagte: Sei mir willkommen, du häßliches kleines Thier. Mir erſcheinſt du ſchön, denn du biſt die Freiheit. Auch du, o koſtbarer Ring, biſt die Feiheit und ich küſſe dich wie einen Bruder.«

Salvato hatte, wie man geſehen, an dieſer Converſation keinen Theil genommen. Er ſaß auf ſeinem Bett, mit den Ellbogen auf den Knien und den Kopf in die Hände ſtützend.

Hecto Caraffa betrachtete ihn mit Unruhe. Von ſeiner Matratze aus konnte er bis zu ihm reichen.

»Schläfſt Du oder träumſt Du?« fragte er.

Salvato richtete ſein vollkommen ruhiges Geſicht empor. Es war blos traurig, weil die Traurigkeit der einmal vorherrſchende Charakter dieſer Phyſiognomie war.

»Nein,« ſagte er, »ich denke nach.«

»Worüber?«

»Ueber einen Gewiſſensfall.«

»Ha!« rief Manthonnet lachend, »welch ein Unglück, daß der Cardinal Ruffo nicht hier iſt!«

»An dieſen würde ich mich nicht wenden, denn der Gewiſſensfall, von welchem ich ſpreche, kann nur von Dir allein gelöſt werden.«

»Zum Teufel!« rief Hector Caraffa, »ich hätte nicht geglaubt, daß man mich hier einſperrte, um Mitglied eines Concils zu ſein.«

»Cirillo, unſer Lehrmeiſter in der Philoſophie, in der Wiſſenſchaft, beſonders aber in der Ehre, ſagte ſoeben: Ich beſitze Gift, aber ich beſitze deſſen nur für mich allein, deshalb werde ich mich desſelben nicht bedienen.«

»Wollen Sie es?« fragte Leonora lebhaft. »Ich würde gern bereit ſein, es Ihnen zu überlaſſen, denn es brennt mir in den Händen.«

»Nein, ich danke. Es iſt blos eine einfache Frage, welche mir Ihnen zu ſtellen bleibt. Sie wollen, mein lieber Cirillo, nicht allein eines ſanften und ruhigen Todes ſterben, während Ihre Genoſſen einen grauſamen und entehrenden Tod erleiden, nicht wahr?«

»Ja, ſo iſt es. Da ich mit ihnen gleichzeitig verurtheilt bin, ſo glaube ich, muß ich auch mit ihnen und wie ſie ſterben.«

»Wenn Sie aber nun anſtatt der Möglichkeit zu ſterben die Gewißheit zu leben hätten?«

»Dann würde ich das Leben aus denſelben Gründen zurückweiſen, welche mich bewogen haben, den Tod in einer andern Geſtalt zurückzuweiſen.«

»Denkt Ihr Alle wie Cirillo?«

»Ja, Alle,« antworteten die vier Männer wie mit einer Stimme.

Leonora Pimentel horchte mit ſteigender Begier.

»Aber,« fuhr Salvato fort, »wenn eure Rettung die Rettung eines Andern, eines ſchwachen, unſchuldigen Weſens herbeiführen könnte, welches, um ſich dem Tode zu entziehen, nur auf Euch rechnet, nur auf Euch hofft und welches ohne Euch ſterben würde?«

»O dann,« rief Leonora Pimentel lebhaft, »dann wäre es unſere Pflicht, anzunehmen.«

»Sie ſprechen als Weib, Leonora.«

»Und wir, wir ſprechen als Männer,« hob Cirillo wieder an, »und eben ſo wie Leonora ſagen wir: Salvato, es wäre unſere Pflicht, anzunehmen.«

»Iſt das auch Ihre Meinung, Ruvo?« fragte der junge Mann.

»Ja.«

»Auch die Ihrige, Manthonnet?«

»Ja.«

»Auch die deinige, Michele?«

»Ja, hundertmal ja.«

Dann, nachdem Michele dies geſagt, neigte er ſich zu Salvato und ſagte:

»Im Namen der Madonna, Signor Salvato, retten Sie ſich und retten Sie Luiſa. Ha, wenn ich ſicher ſein könnte, daß ſie nicht ſterben wird, dann würde ich tanzend zum Galgen gehen und mit dem Strick um den Hals noch rufen: »Es lebe die Madonna!«

»Es iſt gut.« ſagte Salvato, »ich weiß nun, was ich wiſſen wollte. Ich danke.«

Und Alles verſank wieder in Schweigen.

Nur die Lampe, welche ihr Oel erſchöpft hatte, kniſterte einen Augenblick, ſchoß kleine Blitze und erloſch langſam.

Es dauerte nicht lange, ſo brach ein grauer Schimmer, den Tag verkündend, welcher der letzte Tag der Verurtheilten ſein ſollte, traurig durch das Gitter der Fenſter.

»Dies iſt das Sinnbild des Todes,« ſagte Salvato.

»Die Lampe erlöſcht, es wird Nacht, dann kommt die Morgendämmerung.«

»Sind Sie der Morgendämmerung aber auch ſicher?« fragte Cirillo.

Um acht Uhr Morgens wurden diejenigen der Verurtheilten, welche noch ſchliefen, durch das Geräuſch erweckt, welche das Oeffnen der Thür des erſten Gemaches veranlaßte, das heißt deſſen, in welchem ſich der Altar befand.

Die Schließer traten in das Gemach der Verurtheilten und ihr Anführer rief mit lauter Stimme:

»Die Todtenmeſſe!«

»Was ſoll die Meſſe?« fragte Manthonnet. »Glaubt man, wir würden nicht ohne dieſelbe zu ſterben wiſſen?«

»Unſere Henker wollen den lieben Gott auf ihrer Seite haben,« antwortete Hector Caraffa.

»Ich ſehe aber nirgends, daß die Meſſe durch das Evangelium eingeſetzt wäre,« ſagte Cirillo ſeinerſeits, »und das Evangelium iſt die einzige Richtſchnur meines Glaubens.«

»Nun gut,« rief dieſelbe gebieteriſche Stimme, »kettet dann blos die los, welche dem Sacramente beiwohnen wollen.«

»Kettet mich los,« ſagte Salvato.

Leonora Pimentel und Michele ſtellten dieſelbe Forderung.

Man kettete alle Drei los.

Sie gingen in das Nebenzimmer. Der Prieſter ſtand am Altare, Soldaten hielten die Thür beſetzt und man ſah in dem Corridor die Bajonnete funkeln, welche verriethen,

daß das Detachement zahlreich und daß folglich alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren.

Salvato hatte sich blos losketten lassen, um keine Gelegenheit zu versäumen, sich mit seinem Vater oder den Emissären seines Vaters, welche es vielleicht übernommen hätten, ihn zu retten, in Mittheilung zu setzen.

Leonora hatte verlangt die Messe zu hören, weil sie als Weib und Dichterin sich gedrungen fühlte, an dem göttlichen Geheimnisse theilzunehmen.

Michele hatte es verlangt, weil er als Neapolitaner und Lazzarone überzeugt war, daß ohne Messe ein guter Tod nicht möglich sei.

Salvato blieb in der Nähe der Verbindungsthür zwischen den beiden Gemächern stehen. Mochte er aber die Anwesenden mit den Augen befragen und seinen Blick in den Corridor hinabtauchen lassen, wie er wollte, so sah er doch nichts, was ihn hätte muthmaßen lassen können, daß man sich mit seiner Rettung beschäftigte.

Leonora ergriff einen Stuhl und neigte sich darüber, indem sie sich auf die Lehne stützte.

Michele kniete sich unmittelbar auf die Stufen des Altars nieder.

Michele repräsentirte den unbedingten Glauben, Leonora die Hoffnung, Salvato den Zweifel.

Salvato hörte die Messe mit Zerstreutheit, Leonora hörte sie mit Sammlung, Michele hörte sie mit Begeisterung. Patriot und Oberst war er nur vier Monate, Lazzarone dagegen sein ganzes Leben lang gewesen.

Als die Messe beendet war, fragte der Priester:

»Wer will communiciren?«

»Ich!« rief Michele.

Leonora verneigte ſich, ohne zu antworten.

Salvato ſchüttelte den Kopf zum Zeichen der Verneinung.

Michele näherte ſich dem Prieſter, beichtete mit leiſer Stimme und communicirte.

Dann wurden alle Drei wieder in das Gemach geführt, wo man ihnen ebenſo wie ihren Genoſſen ein Frühſtück auftrug.

»Wann iſt die Stunde?« fragte Cirillo die Schließer, welche das Mahl herbeibrachten.

Einer davon näherte ſich ihm.

»Ich glaube, um vier Uhr, Signor Cirillo,« ſagte er.

»Ah,« entgegnete der Doctor, »Du kennſt mich alſo?«

»Ja, Sie haben voriges Jahr mein Weib von einer Bruſtkrankheit geheilt.«

»Und geht es ſeit dieſer Zeit gut mit ihr?«

»Ja, Excellenz.«

Dann ſetzte er mit einem Seufzer und leiſe hinzu:

»Ich möchte Ihnen ein ebenſo langes Leben wünſchen, als meinem Weibe wahrſcheinlich nun noch beſchieden ſein wird.«

»Mein Freund,« antwortete ihm Cirillo, »die Tage des Menſchen ſind gezählt. Nur iſt Gott weniger ſtreng als Se. Majeſtät der König Ferdinand. Gott läßt zuweilen Gnade walten, der König Ferdinand aber niemals. Du ſagſt, um vier Uhr werde die Stunde ſein?«

»Ich glaube es,« antwortete der Schließer; »da ſie aber Ihrer viel ſind, ſo wird man vielleicht, um Zeit zu gewinnen, eine Stunde eher anfangen.«

Cirillo zog seine Uhr heraus.

»Jetzt ist es halb elf,« sagte er.

Dann, als er im Begriffe stand, sie wieder in die Tasche zu stecken, setzte er hinzu:

»Beinahe hätte ich vergessen sie aufzuziehen. Wenn ich stehen bleibe, so ist dies immer noch für sie kein Grund, auch stehen zu bleiben.«

Und mit diesen Worten zog er gelassen die Uhr auf.

»Gibt es unter den Verurtheilten vielleicht einige, welche den Beistand der Religion zu empfangen wünschen?« fragte der Priester, indem er auf der Schwelle der Thür erschien.

»Nein,« antworteten Cirillo, Hector Caraffa und Manthonnet wie aus einem Munde.

»Nun, wie Ihr wollt,« antwortete der Priester. »Es ist das eine Angelegenheit zwischen Gott und Euch«.

»Ich glaube, mein Vater,« antwortete Cirillo, »es wäre richtiger zu sagen, eine Angelegenheit zwischen Gott und dem König Ferdinand.«

Siebentes Capitel.

Das Thor San Agostino alla Zecca.

Gegen halb vier Uhr hörten die Verurtheilten die äußere Thür des Cabinets der Bianchi sich öffnen, von welcher sie durch eine starke Scheidewand und durch eine mit Eisenbeschlägen, Vorhängschlössern und Riegeln versehene Thür getrennt waren. Dann vernahmen sie ein Ge-

räuſch von Tritten und das Flüſtern mehrerer Stimmen. Cirillo zog ſeine Uhr.

»Halb vier Uhr,« ſagte er. »Mein wackerer Schließer hat ſich nicht geirrt.«

»Michele,« ſagte Salvato zu dem Lazzarone, welcher, ſeitdem er communicirt hatte, in fortwährendes Gebet verſunken war.

Michele ſtutzte und näherte auf einen Wink von Salvato ſich dieſem, ſo weit die Länge ſeiner Kette es geſtattete.

»Excellenz?« fragte er.

»Sieh zu, daß Du Dich nicht von mir entfernſt, und wenn ſich irgend ein unerwarteter Vorfall ereignete, ſo benutze denſelben.«

Michele ſchüttelte den Kopf.

»O, Excellenz,« murmelte er. »Nanno hat geſagt, ich würde gehängt werden, und folglich muß ich gehängt werden. Es kann gar nicht anders geſchehen.«

»Ach, wer weiß das?« ſagte Salvato.

Man hörte die Thür ſich öffnen, welche ſich der gegenüber befand, die in das Cabinet der Bianchi führte, das heißt die der Capelle, und ein Mann erſchien auf der Schwelle des Gemachs der Verurtheilten, während das Klirren der Flintenkolben, welche die Soldaten auf den Boden ſetzten, bis zu ihnen drang.

Der Anblick dieſes Mannes war von der Art, daß man ſich nicht wohl in ihm täuſchen konnte.

Es war der Henker.

Er zählte die Delinquenten.

»Blos ſechs Ducati Prämie,« murmelte er mit einem

Seufzer, »und wenn ich bedenke, daß ich eigentlich bei dieſem einzigen Geſchäft ſechzig Ducati verdienen ſollte! Indeſſen denken wir weiter nicht daran.«

Der Fiscalprocurator Guidobaldi trat ein, während ein Gerichtsdiener mit dem Urtheilsſpruch der Junta in der Hand voranſchritt.

»Kettet die Verurtheilten los,« ſagte der Fiscalprocurator.

Die Schließer gehorchten.

»Kniet nieder, um euern Urtheilsſpruch zu hören,« ſagte Guidobaldi.

»Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Fiscalprocurator,« ſagte Hector Caraffa, »wir möchten ihn lieber ſtehend anhören.«

Der ſpöttiſche Ton, in welchem dieſe Worte geſprochen wurden, bewog den Richter mit den Zähnen zu knirſchen.

»Es kommt wenig darauf an, ob Ihr ihn kniend, ſtehend oder ſitzend hört, dafern Ihr ihn nur hört und derſelbe vollſtreckt wird. — Leſen Sie,« ſetzte der Fiscalprocurator dann zu dem Diener hinzu.

Der Spruch verurtheilte Domenico Cirillo, Gabriel Manthonnet, Salvato Palmieri, Michele den Narren und Leonora Pimentel zum Tode durch den Strang und Hector Caraffa zur Enthauptung.

»So iſt's recht,« ſagte Hector. »Es läßt ſich nichts dagegen erinnern.

»Dann,« fragte Guidobaldi in ſpöttiſchem Tone, »kann man das Urtheil wohl vollſtrecken?«

»Ja wohl, ſobald es Ihnen beliebt. Ich für meine

Perſon bin bereit und ſetze voraus, daß meine Freunde es ebenfalls ſind.«

»Ja,« antworteten die Verurtheilten wie aus einem Munde.

»Dennoch muß ich Dir, Domenico Cirillo, noch Eines ſagen,« hob Guidobaldi in einem Tone an, welcher verrieth, daß dieſe Worte ihm gewaltige Ueberwindung koſteten.

»Und was denn?« fragte Cirillo.

»Bitte den König um Gnade und vielleicht wird er ſie Dir gewähren, weil Du ſein Arzt geweſen biſt. Auf alle Fälle habe ich, dafern Du dieſe Bitte ſtellſt, Befehl, eine Friſt zu bewilligen.«

Aller Blicke hefteten ſich auf Cirillo. Dieſer aber antwortete mit ſeiner ſanften Stimme, ſeinem ruhigen Geſicht und ſeinen lächenden Lippen:

»Vergebens verſucht man meinen Ruf durch eine Niedrigkeit zu brandmarken. Ich weigere mich, den mir dargebotenen ſchimpflichen Rettungsweg zu betreten. Ich bin mit Freunden verurtheilt worden, welche mir theuer ſind; ich will auch mit ihnen ſterben. Ich erwarte meine Ruhe vom Tode, und ich werde eher nichts thun, um ihn zu fliehen oder auch nur um eine Stunde länger in einer Welt zu bleiben, in welcher Ehebruch, Meineid und Bosheit herrſchen.«

Leonora ergriff Cirillo's Hand, und nachdem ſie dieſelbe geküßt, warf ſie das Opiumfläſchchen, welches ſie von ihm erhalten, auf den Fußboden, ſo daß es zerbrach.

»Was iſt dies?« fragte Guidobaldi, als er die Flüſſigkeit ſich über das Steinpflaſter verbreiten ſah.

»Ein Gift, welches mich binnen zehn Minuten deinen Klauen entrückt hätte, Elender!« antwortete ſie.

»Und warum entſagſt Du dieſem Gift?«

»Weil es, wie mir ſcheint, eine Feigheit wäre, Cirillo zu verlaſſen, ſobald er erklärt hat, daß er uns nicht verlaſſen will.«

»Gut geſprochen, meine Tochter!« rief Cirillo. »Ich werde nicht ſagen: »Du biſt meiner würdig,« ſondern: »Du biſt deiner ſelbſt würdig.«

Leonora lächelte, warf einen Blick gen Himmel, ſtreckte die Hand aus und ſagte mit lächelndem Munde:

»Forsan haec olim meminisse juvabit.«

»Nun,« ſagte Guidobaldi ungeduldig, »iſt man fertig und hat Niemand weiter noch etwas zu verlangen?«

»Es hat gleich von vornherein Niemand etwas verlangt,« ſagte der Graf von Ruvo.

»Und es wird auch Niemand etwas verlangen,« ſagte Manthonnet, »ausgenommen, daß dieſe Komödie angeblicher Milde ſo ſchnell als möglich zu Ende gebracht werde.«

»Schließer, öffnet den Bianchi die Thür,« ſagte der Fiscalprocurator.

Die Thür des Cabinets öffnete ſich und die Bianchi erſchienen mit ihren langen weißen Gewändern bekleidet. Es waren ihrer zwölf, für jeden Verurtheilten zwei.

Die Thür des Cabinets ſchloß ſich wieder hinter ihnen. Einer der frommen Bruderſchaft näherte ſich Salvato, ergriff ihn bei der Hand und machte dabei das Zeichen der Freimaurer.

Salvato gab ihm dasſelbe Zeichen zurück, ohne daß ſein Geſicht die mindeſte Gemüthsbewegung verrieth.

»Sind Sie bereit?« fragte der Büßer.

»Ja,« antwortete Salvato.

Die Antwort hatte einen Doppelſinn, aber Niemand bemerkte etwas davon.

Was Salvato betraf, ſo erkannte er die Stimme nicht, das maureriſche Zeichen aber ſagte ihm, daß er es mit einem Freund zu thun hatte. Er wechſelte einen Blick mit Michele.

»Bedenke, was ich Dir geſagt habe, Michele,« ſagte Salvato.

»Ja, Excellenz,« antwortete der Lazzarone.

»Welcher von Euch heißt Michele?« fragte ein Büßer.

»Ich!« rief Michele lebhaft, denn er glaubte, er werde eine gute Nachricht mitgetheilt erhalten.

Der Büßer näherte ſich ihm.

»Ihr habt eine Mutter, nicht wahr?« fragte er ihn.

»Ja,« antwortete Michele mit einem Seufzer, »und das iſt eben mein größter Kummer. Die arme Frau! Aber woher wiſſen Sie das?«

»In dem Augenblick, wo ich in die Vicaria trat, ſprach eine arme alte Frau mich an.

»Excellenz,« ſagte ſie zu mir, »ich habe eine Bitte an Sie.«

»Was denn für eine?« fragte ich.

»Ich möchte wiſſen, ob Sie zu den Büßern gehören, welche die Verurtheilten auf das Schaffot begleiten.«

»Ja, dies iſt der Fall.«

»Nun denn, einer davon heißt Michele Marino, iſt aber mehr unter dem Namen Michele der Narr bekannt.«

»Iſt dies,« fragte ich die Alte, »nicht derſelbe, welcher unter der ſogenannten Republik Oberſt war?«

»Ja, der Unglückliche!« antwortete ſie; »das iſt er!«

»Nun und?«

»Nun, als wackerer Chriſt, der Sie ſind, werden Sie ihn auffordern, beim Heraustreten aus der Vicaria die Augen links zu wenden. Ich werde auf dem Stein der Bankerottirer ſtehen, um ihn zum letzten Mal zu ſehen und ihm meinen Segen zu geben.«

»Ich danke, Excellenz.« ſagte Michele. »Es iſt Thatſache, daß die arme gute Frau mich von ganzem Herzen liebt. Ich habe ihr mein ganzes Leben lang viel Kummer gemacht, heute aber mache ich ihr den letzten.«

Er trocknete ſich eine Thräne und fragte dann den Büßer:

»Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mich zu begleiten?«

»Sehr gern,« antwortete Biancho.

»Komm, Michele,« ſagte Salvato, »wir wollen nicht auf uns warten laſſen.«

»Hier bin ich, Signor Salvato, hier bin ich.«

Und Michele folgte Salvato auf dem Fuße. Die Verurtheilten verließen das Gemach, in welchem ſie ſich zur geiſtlichen Vorbereitung befunden, durchſchritten das, in welchem ihnen die Meſſe geleſen worden, und begannen mit dem Henker an der Spitze in den Corridor zu treten.

Sie marſchirten in der Reihenfolge, welche ohne Zweifel die war, in der ſie hingerichtet werden ſollten.

Zuerſt kam Cirillo, dann Manthonnet, dann Michele, dann Leonora Pimentel, dann Ettore Caraffa.

Jeder der Verurtheilten marſchirte zwiſchen zwei Bianchi.

An der in den Hof führenden Thür des Gefängniſſes ſtand eine Doppelreihe von Soldaten bis zu der zweiten, welche auf den Platz der Vicaria hinausführte.

Dieſer Platz war mit Menſchen angefüllt.

Beim Anblick der Verurtheilten erhob die Menge ein furchtbares Geſchrei und rief:

»Zum Tode mit den Jakobinern! Zum Tode!«

Es war augenſcheinlich, daß ohne die Doppelreihe der Soldaten, welche die Verurtheilten ſchützte, dieſelben nicht fünf Schritte in der Straße hätten zurücklegen können, ohne in Stücke geriſſen zu werden. Meſſer blitzten in Aller Händen und Drohungen funkelten aus Aller Augen.

»Stützen Sie ſich auf meine Schulter,« ſagte der Büßer, welcher zu Salvato's rechter Hand einherſchritt und ſich ihm als Freimaurer zu erkennen gegeben hatte.

»Glauben Sie denn, ich bedürfe einer Stütze?« fragte Salvato lächelnd.

»Nein, aber ich habe Ihnen Inſtructionen zu geben.«

Man hatte etwa fünfzehn Schritte außerhalb der Vicaria zurückgelegt und ſah ſich der Säule gegenüber, die auf dem Steine ſteht, welche man den Stein der Bankerottirer nennt, weil dieſe im Mittelalter ihre Inſolvenz dadurch erklärten, daß ſie ſich mit dem nackten Hintern auf dieſen Stein ſetzten.

»Halt,« ſagte der Büßer, welcher zu Michele's linker Hand ſchritt.

Die Büßer genießen bei dieſen Todesprozeſſionen eine Autorität, welche es Niemanden einfällt ihnen ſtreitig machen zu wollen.

Meiſter Donato blieb zuerſt ſtehen, dann machten hinter ihm Büßer, Soldaten und Verurtheilte ebenfalls Halt.

»Junger Mann,« ſagte der Büßer, welcher »Halt« gerufen, zu Michele, »ſage deiner Mutter Lebewohl. — Weib,« ſetzte er ſich zu der Alten wendend hinzu, »gib deinem Sohn den letzten Segen.«

Die Alte ſtieg von dem Steine, auf dem ſie ſtand, herab und Michele warf ſich in ihre Arme.

Einige Secunden lang war weder das Eine noch das Andere im Stande zu ſprechen.

Der Büßer, welcher ſich Salvato zur Rechten befand, benutzte dieſen Umſtand, um ihm zu ſagen:

»In dem Vico San Agoſtino alla Zecca wird in dem Augenblick, wo wir der Kirche gegenüber anlangen, ein Tumult entſtehen. Eilen Sie dann die Stufen der Kirche hinauf und lehnen Sie ſich an die Thür, indem Sie zugleich mit der Ferſe daran pochen.«

»Gehört der Büßer zu meiner Linken auch zu den Unſrigen?«

»Nein. Thun Sie, als ob Sie ſich mit Michele beſchäftigten.«

Salvato drehte ſich nach der Gruppe herum, welche durch Michele und ſeine Mutter gebildet ward.

Michele hatte ſoeben den Kopf emporgerichtet und ſchaute ſich um.

»Und ſie,« fragte er, »iſt ſie nicht bei Euch?«

»Wer denn?« fragte die Alte.

Bayerische Staatsbibliothek München

»Aſſunta.«

»Ihre Brüder und ihr Vater haben ſie in das Kloſter der Annunciata eingeſperrt, wo ſie weint und verzweifelt. Sie haben geſchworen, wenn ſie Dich den Händen der Soldaten entreißen könnten, ſo ſolle der Henker nicht das Vergnügen haben, Dich aufzuknüpfen, denn ſie würden ſich dann die Freude machen, Dich in Stücke zu reißen. Giovanni hat ſogar hinzugeſetzt: Es wird mich dies einen Ducaten koſten, aber das ſoll nichts ausmachen.«

»Liebe Mutter, Ihr werdet ihr ſagen, daß ich ihr gezürnt, weil ſie mich verlaſſen, daß ich ihr aber nun verzeihe, weil ich weiß, daß ſie nicht dafür kann.«

»Wohlan,« ſagte der Büßer, »es muß geſchieden ſein.«

Michele kniete nieder vor ſeiner Mutter, die ihm beide Hände auf's Haupt legte und ihn im Stillen ſegnete, denn ein lautes Wort konnte die arme ſchluchzende Frau nicht mehr hervorbringen.

Der Büßer faßte ſie unter dem Arm und ſetzte ſie auf den Stein, auf dem ſie wie eine träge Maſſe, den Kopf auf die beiden Knie ſtützend, ſitzen blieb.

»Ja, gehen wir,« ſagte Michele.

Und er ſtellte ſich von ſelbſt wieder in Reihe und Glied.

Der arme Junge war weder ein Freigeiſt wie Ruvo, noch ein Philoſoph wie Cirillo, noch ein Felſenherz wie Manthonnet, noch ein Dichter wie Leonora Pimentel. Er war blos ein Sohn des Volkes, allen Gefühlen zugänglich und verſtand nicht dieſelben zurückzudrängen oder zu verhehlen.

Er ging mit feſtem Schritt und aufgerichtetem Haupt, aber thränenfeuchten Wangen.

Man folgte einige Augenblicke lang der Strada dei Tribunali, dann bog man links in den Vico delle Lite ein, durchſchritt die Strada Forcella und gelangte dann in den Vico San Agoſtino alla Zecca.

Am Eingange dieſer Straße ſtand ein Mann mit einem Karren, der mit zwei Büffeln beſpannt war.

Salvato kam es vor, als ob der Büßer zu ſeiner Rechten mit dem Karrenführer ein Zeichen wechſelte.

»Halten Sie ſich bereit,« ſagte der Büßer.

»Wozu?« fragte Salvato.

»Zu dem, was ich geſagt habe.«

Salvato drehte ſich um und ſah, daß der Mann mit den Büffeln dem Zuge mit ſeinem Karren folgte.

Kurz vor der Eſtrade del Pendino war die Straße durch einen mit Holz beladenen Wagen verſperrt, deſſen Axe gebrochen war.

Der Mann ſpannte ſeine Pferde ab, um dann den Wagen abzuladen. Fünf oder ſechs Soldaten ſchritten voraus mit dem Rufe: »Platz! Platz!« und verſuchten in der That die Straße frei zu machen.

Man befand ſich jetzt der Kirche San Agoſtino alla Zecca gegenüber.

Plötzlich hörte man ein fürchterliches Gebrüll und die Büffel ſtürzten wie plötzlich toll geworden mit blutigen Augen, heraushängenden Zungen und feuerſprühenden Nüſtern, während ſie den Karren mit donnerähnlichem Getöſe hinter ſich herſchleppten, ſich auf den Zug und zerquetſchten und zertraten das Volk, womit die Straße angefüllt war, ebenſo wie die Nachhut der Soldaten, welche vergebens verſuchten, ſie mit ihren Bajonneten aufzuhalten.

*

Salvato begriff, daß dies der Augenblick war. Mit dem Ellbogen den zweiten Büßer, der ihm zur Linken einherging, auf die Seite ſchiebend, ſtieß er den Soldaten, der ihm der nächſte war, über den Haufen und ſprang mit dem wiederholten Rufe: »Die Büffel! die Büffel!« als ob er blos dieſer Gefahr zu entrinnen ſuchte, die Stufen der Kirche hinan, lehnte ſich an die Thür und ſchlug mit dem Abſatze an dieſelbe. Die Thür öffnete ſich, wie bei einem gut in Scene geſetzten Zauberſpiele eine Verſenkung ſich öffnet, und ehe man Zeit gehabt hatte, zu ſehen, wohin er verſchwunden war, ſchloß die Thür ſich wieder hinter ihm.

Michele wollte Salvato folgen, aber ein eiſerner Arm hielt ihn zurück. Es war der des alten Fiſchers Baſſo Tomeo, des Vaters Aſſunta's.

Achtes Capitel.

Wie man 1799 in Neapel ſtarb.

Vier bis an die Zähne bewaffnete Männer erwarteten Salvato im Innern der Kirche. Einer von ihnen breitete ihm die Arme entgegen. Salvato warf ſich ihm an die Bruſt und rief:

»Mein Vater!«

»Und nun,« ſagte dieſer, »iſt kein Augenblick zu verlieren. Komm', komm'!«

»Aber,« ſagte Salvato ſich ſträubend, »können wir nicht auch meine Unglücksgenoſſen retten?«

»Nein, daran iſt nicht zu denken,« entgegnete Giuſeppe Palmieri. »Denken wir blos an Luiſa.«

»Ja, ja, Luiſa!« rief Salvato; »retten wir Luiſa.«

Hätte Salvato übrigens auch Widerſtand leiſten wollen, ſo wäre ihm dies doch unmöglich geweſen, denn bei dem Getöſe der an der Kirchenthür hämmernden Flintenkolben zog Giuſeppe Palmieri ſeinen Sohn mit Rieſenkraft nach dem Ausgang, welcher in die Strada dei Chiarettieri al Pendino führt.

An dieſem Ausgange erwarteten, von zwei Bauern aus den Abruzzen gehalten, vier fertiggeſattelte Pferde, jedes mit einem Carabiner am Sattelbogen, ihre Reiter.

»Dies da iſt mein Pferd,« ſagte Giuſeppe Palmieri, indem er ſich in den Sattel ſchwang, »und hier iſt das deinige,« ſetzte er hinzu, indem er ſeinem Sohn ein zweites Pferd zeigte.

Ehe ſein Vater noch ausgeredet hatte, ſaß Salvato ebenfalls im Sattel.

»Folge mir!« rief Giuſeppe ihm zu.

Und er ſprengte voran über den Largo del Elmo, durch den Vico Grande, durch die Strada Egiziaca a Forcella.

Salvato folgte ihm; die beiden anderen Männer galoppirten hinter Salvato drein.

Fünf Minuten ſpäter verließen ſie Neapel durch das Thor von Nola, ſchlugen den Weg nach San Corme ein, wendeten ſich auf einem durch den Sumpf führenden Weg links, gewannen oberhalb Capodichino die Straße nach Caſoria, ließen San Antonio zu ihrer Linken, Acerra zu ihrer Rechten und vertieften ſich, Dank der Vortrefflichkeit ihrer Pferde, die beiden Männer, welche ihnen zur Escorte dienten, weit hinter ſich laſſend, in das Thal der caudiniſchen Päſſe.

Denjenigen unſerer Leſer, welche Alles erklärt haben wollen, werden wir dieſe Erklärung jetzt mit kurzen Worten geben.

Giuſeppe Palmieri hatte auf einer kurzen Reiſe, die er nach Moliſa gemacht, ein Dutzend ihm treuergebene Männer gefunden, die er mit nach Neapel genommen.

Ein alter Freund von ihm, welcher Mitglied der Brüderſchaft der Bianchi war, hatte es übernommen, unter dem Vorwand, Salvato als Büßer zu begleiten, den Verurtheilten von dem in Kenntniß zu ſetzen, was zu ſeiner Rettung unternommen worden.

Einer der von Giuſeppe Palmieri mitgebrachten Bauern hatte die Straße durch einen Holzwagen verſperrt.

Der andere erwartete das Vorüberkommen des Zuges mit einem mit zwei Büffeln beſpannten Karren, welcher beinahe die ganze Breite der Straße einnahm.

Sobald der Zug vorüber war, ließ der Bauer einem jeden ſeiner Büffel ein Stück brennenden Schwamm in das Ohr fallen. Die Büffel geriethen dadurch natürlich in die größte Wuth, ſtürzten ſich brüllend in die Straße hinein und rannten Alles nieder, was ihnen in den Weg kam.

Dies war die Veranlaſſung zu der Verwirrung, welche Salvato benutzt hatte.

Durch ſein Verſchwinden aber war dieſe Verwirrung nicht beſchwichtigt worden.

Wir haben bereits geſagt, daß Michele einen Verſuch machte, Salvato zu folgen, daß er aber durch den alten Fiſcher Baſſo Tomeo feſtgehalten ward, welcher geſchworen hatte, ihn dem Henker ſtreitig zu machen.

Und in der That hatte ſich nicht blos ein Kampf zwiſchen den Lazzaroni, welche Michele in Stücke reißen wollten, weil er ihre ehrenwerthe Zunft durch das Tragen der franzöſiſchen Uniform geſchändet, ſondern auch zwiſchen ihnen und Michele entſponnen, welcher, wenn es einmal nicht anders war, doch lieber gehängt als in Stücke geriſſen werden wollte.

Die Soldaten der Escorte kamen Michele zu Hilfe und es gelang ihnen ihn den Händen ſeiner ehemaligen Cameraden zu entreißen, leider aber in einem beklagenswerthen Zuſtand.

Die Lazzaroni ſind flink und hatten Zeit gehabt, Michele zwei oder drei Meſſerſtiche zu verſetzen.

Die Folge hiervon war, daß man, da der arme Teufel nicht mehr gehen konnte, ſich des Karrens bemächtigte, welcher die Straße verſperrte, um auf dieſem den Verurtheilten den noch übrigen Weg zurücklegen zu laſſen.

Was Salvato betraf, ſo hatte man ſeine Flucht wohl bemerkt, denn dieſe war durch die Kolbenſchläge beſchleunigt worden, welche die Soldaten gegen die Thür der Kirche geführt.

Dieſe Thür war aber zu feſt, als daß man ſie einzuſchlagen vermocht hätte. Deshalb mußte man um die Kirche und ſogar durch die Strada del Pendino um die ganze Gaſſe herumlaufen.

Man that es; aber dies dauerte eine Viertelſtunde, und als man an den Ausgang der Kirche gelangte, war Salvato ſchon außerhalb Neapel und folglich außer Gefahr.

Von den übrigen Verurtheilten hatte keiner die mindeſte Bewegung gemacht, um ebenfalls zu entfliehen.

Als Salvato verſchwunden war und Michele auf ſeinem Karren lag, ſetzte die Todesprozeſſion ſich wieder in Bewegung nach dem Ort der Hinrichtung, das heißt nach dem ſogenannten Altmarkte.

Um jedoch dem Volke mehr Genuß zu verſchaffen, ließ man den Zug einen großen Umweg durch die Strada Francesca machen, ſo daß er auf den Quai herauskam.

Die Lazzaroni hatten Leonora Pimentel erkannt, und indem ſie unter Geheul und obſcönen Geberden zu beiden Seiten der Escorte hertanzten, ſangen ſie:

»La signora Dianora,
Che contava neappa lo triato,
Mo alballa muzzo a lo mercato.

»Viva, viva lo papa santo,
Che a marmato i cannoncini,
Per distruggere i giacobini.

»Viva la forca e maestro Donato,
Sant' Antonio sia lodato!«

Dieſe Verſe bedeuten:

»Die Signora Dianora, welche auf dem Theater ſang, tanzt jetzt mitten auf dem Markte.

»Es lebe, es lebe der heilige Vater, welcher kleine Kanonen geſchickt hat, um die Jakobiner zu vernichten.

»Es lebe der Galgen und Meiſter Donato. Der heilige Antonius ſei gelobt!«

Mitten unter dieſem Geſchrei und Geheul, dieſen groben Scherzen und Beleidigungen kamen die Verurtheilten auf den Quai heraus, folgten der Strada Nuova und erreichten die Strada dei Sospiri dell' Abiſſo, von wo aus ſie die in der Mitte des Altmarkts aufgerichteten Hinrichtungswerkzeuge erblickten.

Dieſelben beſtanden aus ſechs Galgen und einem Schaffot.

Einer der Galgen überragte die anderen um wenigſtens zehn Fuß.

In Folge eines obſcönen Einfalls war dieſer Galgen für Leonora Pimentel beſtimmt.

Man ſieht, der König von Neapel ſetzte die Aufmerkſamkeit gegen ſeine guten Lazzaroni nicht aus den Augen.

An der Ecke des Vico della Conciaria erwartete ein gräßlich verſtümmelter Mann mit einer Narbe, welche ſein Geſicht ſpaltete und die Stelle des einen Auges bedeckte, mit einer Hand, woran die Finger fehlten und mit einem hölzernen Bein, durch welches er ſein gebrochenes erſetzt, den Zug, welchem er in Folge ſeiner Schwäche nicht im Stande geweſen war entgegenzugehen.

Es war der Beccajo.

Er hatte Salvato's Prozeß und Verurtheilung erfahren, und ſo ſchlecht geheilt er auch war, eine Anſtrengung gemacht, um das Vergnügen zu haben, ihn hängen zu ſehen.

„Wo iſt er, der Jakobiner? Wo iſt er, der Verworfene? Wo iſt er, der Bandit?“ rief er, indem er die Reihe der Soldaten zu durchbrechen ſuchte.

Michele erkannte ſeine Stimme, und obſchon faſt ſterbend, richtete er ſich auf ſeinem Karren empor und rief mit lautem Gelächter:

„Wenn Du Dich hierherbemüht haſt, um den General Salvato hängen zu ſehen, ſo haſt Du Dir vergebliche Mühe gemacht. Er iſt gerettet!“

»Gerettet!« rief der Beccajo, »gerettet! Das iſt unmöglich!«

»Nun ſo frage dieſe Herren und ſieh, was für lange Geſichter ſie machen! Indeſſen haſt Du immer noch eine Ausſicht für Dich, nämlich wenn Du Dich ſofort aufmachſt und ihm nachläufſt. Du haſt gute Beine, Du wirſt ihn ſchon einholen.«

Der Beccajo ſtieß ei.: Wuthgeheul aus; noch einmal ſah er ſich um ſeine Rache betrogen.

»Platz! Platz!« riefen die Soldaten, indem ſie ihn mit Kolbenſtößen zurückdrängten.

Und der Zug bewegte ſich weiter.

Man langte am Fuße der Galgen an. Hier erwartete ein Gerichtsbeamter die Verurtheilten, um ihnen den Urtheilsſpruch nochmals vorzuleſen.

Dieſes Vorleſen geſchah mitten unter Gelächter, Geheul, Schmähungen und brüllendem Geſang.

Als der Urtheilsſpruch verleſen war, näherte der Henker ſich der Gruppe der Verurtheilten.

In Bezug auf die Reihenfolge, in welcher die Patrioten hingerichtet werden ſollten, war keine feſte Beſtimmung getroffen.

Als Cirillo und Manthonnet den Henker auf ſich zukommen ſahen, thaten ſie einen Schritt vorwärts.

»Welchen von beiden ſoll ich zuerſt hängen?« fragte Meiſter Donato.

Manthonnet bückte ſich, hob zwei Strohhalme von ungleicher Länge auf und gab Cirillo die Wahl.

Cirillo zog den längſten.

»Ich habe gewonnen,« ſagte Manthonnet.

Und mit dieſen Worten überlieferte er ſich Meiſter Donato.

Als ihm der Strick um den Hals gelegt war, rief er:

„O Volk, heute ſchmähſt Du uns, aber es wird der Tag kommen, wo Du Alle rächſt, die für dein Vaterland geſtorben ſind.“

Meiſter Donato ſtieß ihn von der Leiter und ſein Körper baumelte in der Luft.

Nun war Cirillo an der Reihe.

Als er auf der Leiter ſtand, verſuchte er ebenfalls einige Worte zu ſprechen, der Henker aber ließ ihm nicht Zeit dazu, und unter dem lauten Beifallsgeſchrei der Lazzaroni baumelte ſein Körper neben dem Manthonnet's.

Nun trat Leonore Pimentel vor.

„Du biſt noch nicht daran,“ ſagte der Henker in rauhem Tone zu ihr.

Sie trat einen Schritt zurück und ſah, daß man Michele getragen brachte.

Am Fuße des Galgens aber ſagte dieſer:

„Laßt mich verſuchen die Leiter allein hinaufzuſteigen, meine Freunde, denn ſonſt wird man glauben, nicht meine Wunden hätten mir die Kraft geraubt, ſondern die Furcht.“

Und ohne geſtützt zu werden, ſtieg er die Stufen hinauf, bis Meiſter Donato zu ihm ſagte:

„So iſt's genug.“

Dann blieb er ſtehen. Und da ihm der Strick im Voraus um den Hals gelegt worden, ſo brauchte der Henker ihm nur einen Stoß mit dem Knie zu verſetzen, um ihm den Garaus zu machen.

In dem Augenblick, wo er in den leeren Raum

hinausgeſchleudert ward, murmelte er den Namen Nanno. Der übrige Theil des Redeſatzes, wenn es wirklich ein Redeſatz war, ward durch die ſich zuſammenziehende Schlinge erwürgt.

Jede dieſer Hinrichtungen ward mit wahnſinnigem, wüthendem Hurrahgeſchrei begrüßt.

Die Hinrichtung aber, welche man mit der größten Ungeduld erwartete, war augenſcheinlich die der unglücklichen Leonora Pimentel.

Endlich war ſie an der Reihe, denn Meiſter Donato mußte erſt mit den Galgen fertig werden, ehe er zur Guillotine überging.

Der Gerichtsbeamte ſagte einige Worte leiſe zu Meiſter Donato, welcher ſich Leonora näherte.

Die Heldin hatte ihre Ruhe wiedergewonnen, die einen Augenblick lang durch den Anblick dieſes Galgens, der höher war als alle übrigen, geſtört worden — einen Anblick, der allerdings nicht ihren Muth gebrochen, wohl aber ihr Schamgefühl erſchreckt hatte.

»Signora,« ſagte der Henker in einem andern Ton als dem, in welchem er fünf Minuten vorher zu ihr geſprochen, »ich bin beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß, wenn Sie um Begnadigung bitten, Ihnen eine Friſt bewilligt werden wird, während welcher Ihr Geſuch an den König Ferdinand abgeſendet werden ſoll, der in ſeiner Milde vielleicht Ihre Bitte erhört.«

»Bitten Sie um Gnade! Bitten Sie um Gnade!« wiederholten um ſie herum die Büßer, welche ſie und ihre Genoſſen hierhergeleitet hatten.

Dieſer Beweis von Theilnahme entlockte ihr ein Lächeln.

»Und wenn ich nun um etwas Anderes bitte als das Leben, wird man es mir gewähren?«

»Vielleicht,« entgegnete Meiſter Donato.

»Wenn dies der Fall iſt,« ſagte ſie, »ſo bitte ich Euch um ein Beinkleid.«

»Bravo!« rief Hector Caraffa; »eine Spartanerin hätte nicht beſſer ſprechen können.«

Der Henker ſah den Gerichtsbeamten an. Man hatte eine weibliche Schwäche erwartet, erhielt aber dagegen die erhabene Antwort einer Heldin.

Der Gerichtsbeamte gab ein Zeichen.

Meiſter Donato ließ ſeine unſaubere Hand auf Leonora's nackte Schulter fallen und zog ſie nach dem höchſten Galgen.

Am Fuße desſelben angelangt, maß ſie die Höhe mit den Augen.

Dann wendete ſie ſich nach dem Kreiſe von Zuſchauern, welcher das Marterwerkzeug von allen Seiten umringte, und ſagte:

»Im Namen des Schamgefühles frage ich: Gibt es eine Familienmutter unter Euch, welche mir ein Mittel gewährt, mich vor dieſer Infamie zu bewahren?«

Eine Frau warf ihr die lange ſilberne Nadel zu, womit ſie ihr Haar feſtgeſteckt hatte.

Leonora ſtieß einen Freudenſchrei aus, ſteckte mit Hilfe dieſer ſilbernen Nadel in der Höhe des Knies das Vorder- und Hintertheil ihres Kleides zuſammen und improviſirte das Beinkleid, welches ſie vergebens verlangt hatte.

Dann erſtieg ſie mit feſtem Fuße die Sproſſen der

Leiter, indem ſie die vier erſten Verſe der neapolitaniſchen Marſeillaiſe herſagte, die ſie an dem Tage, wo man den Fall von Altamura erfuhr, auf dem Theater San Carlo geſungen hatte.

Ehe ſie noch den vierten Vers beendet, war dieſe heldenmüthige Seele in den Himmel emporgeſtiegen.

Die Galgen waren voll bis auf einen. Es war dies der für Salvato beſtimmte. Es gab Niemanden mehr zu hängen, wohl aber gab es noch Jemanden zu guillotiniren.

Dies war der Graf von Ruvo.

»Na,« ſagte er, als er ſah, daß Meiſter Donato und ſeine Gehilfen mit dem letzten Cadaver fertig waren, »hoffentlich komme nun ich an die Reihe, wie?«

»O, ſei unbeſorgt,« ſagte Meiſter Donato, »ich werde Dich nicht lange warten laſſen.«

»Wenn ich um eine Gunſt bäte, würde mir dieſelbe wohl gewährt werden?«

»Wer weiß? Bittet nur erſt.«

»Wohlan, dann wünſche ich ſo geköpft zu werden, daß ich das Eiſen, welches mir den Hals durchſchneiden wird, fallen ſehen kann.«

Meiſter Donato ſah den Gerichtsbeamten an. Dieſer gab durch eine Geberde zu verſtehen, daß nach ſeiner Anſicht der Erfüllung dieſes Wunſches ſich kein Hinderniß entgegenſtelle.

»Es wird geſchehen, wie Du willſt,« antwortete der Henker.

Hector Caraffa erſtieg nun flink die Stufen des Schafots und legte, auf der Platform angelangt, ſich ſelbſt auf

das Brett, mit dem Rücken nach unten und dem Geſicht gen Himmel gewendet.

So band man ihn feſt, dann ſchob man ihn unter das Fallbeil.

Der über dieſen unerſchütterlichen Muth vielleicht ein wenig erſtaunte Henker zögerte einen Augenblick, ſein ſchreckliches Amt zu verrichten.

„Taglia dunque, per Dio!« rief ihm der Delinquent zu. („So ſchneidet doch, bei Gott!«)

Auf dieſen Befehl fiel das verhängnißvolle Eiſen und Hector Caraffa's Kopf rollte auf das Blutgerüſt.

Wenden wir die Augen ab von dieſem gräßlichen Schauplatz der Metzelei, welchen man Neapel nennt, und richten wir ſie wieder auf einen andern Punkt des Königreiches.

Neuntes Capitel.

Die Goelette „der Renner«.

Drei Monate waren ſeit den ſoeben erzählten Ereigniſſen verfloſſen. Vieles hatte ſich in Neapel geändert. Die engliſche Flotte war fort und der Cardinal Ruffo hatte ſich ebenfalls entfernt, nachdem er ſeine Armee aufgelöſt und ſeine Vollmachten zurückgegeben, um nach Venedig zu gehen und als einfacher Cardinal im Conclave Pius dem Sechſten einen Nachfolger zu geben.

Eine der wichtigſten Veränderungen war die Ernennung des Fürſten von Caſſero Statella zum Vicekönig von Neapel und die des Marquis Malaſpina zum zweiten Geheimſecretär.

Da die Reſtauration des Königs Ferdinand von nun an geſichert war, ſo wurden die Belohnungen ausgetheilt.

Für Nelſon noch mehr zu thun, als man bereits gethan, war beinahe unmöglich. Er hatte den Degen Philipps des Fünften, er war Herzog von Bronte, er bezog von ſeinem Herzogthum fünfundſiebzigtauſend Livres Rente.

Der Cardinal Ruffo erhielt eine Leibrente von fünfzehntauſend Ducati oder fünfundſechzigtauſend Francs von den Einkünften von San Giorgio la Malara, einem Lehen des Fürſten von Riccia, welches in Ermanglung von Erben der Regierung anheimgefallen war.

Der Herzog von Baranello, älteſter Bruder des Cardinals, bekam die Abtei San Sofia Benevento, eine der reichſten des Königreiches.

Francesco Ruffo, der ſeinen Bruder zum Kriegsinſpector ernannt — derſelbe, den wir von Nelſon halb als Boten, halb als Geißel an den Hof von Palermo ſchicken geſehen — erhielt eine lebenslängliche Penſion von dreitauſend Ducati.

Der General Micheroux ward zum Marſchall ernannt und erhielt einen diplomatiſchen Vertrauenspoſten.

Ceſare, der falſche Herzog von Calabrien, bekam dreitauſend Ducati Rente und ward zum General ernannt.

Fra Diavolo ward Oberſt und Herzog von Caſſano.

Pronio, Mammone und Sciarpa wurden zu Oberſten und Baronen ernannt, erhielten Penſionen und Landgüter und wurden mit dem Orden des heiligen Georg decorirt.

Ueberdies ſtiftete man zur Belohnung der Dienſte einen neuen Orden, welcher den Namen: „Orden des

heiligen Ferdinand und des Verdienſtes bekam und die Deviſe führte: Fidei et Merito.

Nelſon war der erſte Ritter dieſes Ordens, denn den des heiligen Januarius, den erſten des Staates, konnte man ihm als einem Ketzer nicht geben.

Endlich nachdem Ferdinand die ganze Welt belohnt, meinte er, es ſei nicht mehr als recht, daß er ſich auch ſelbſt belohne.

Er ließ deshalb Canova von Rom kommen und befahl ihm — die Sache iſt wirklich ſo ſeltſam, daß wir zögern ſie zu erzählen, weil wir fürchten müſſen, daß man uns nicht glaube, — und befahl ihm, ſeine eigene Statue als Minerva zu fertigen.

Sechzig Jahre lang ſah man das groteske koloſſale Meiſterwerk in einer Niſche über den erſten Stufen der großen Treppe des bourboniſchen Muſeums, wo ſie noch ſtehen würde, wenn ich zur Zeit meiner Ernennung zum Honorardirector der ſchönen Künſte ſie nicht von dieſem Standpunkt hätte entfernen laſſen, nicht weil es eine lächerliche Reproduction Ferdinands, ſondern weil es ein Flecken für den Genius des größten Bildhauers Italiens und ein Beweis von der Erniedrigung war, zu welcher der Meißel eines Künſtler herabſteigen kann, welcher, wenn er nur einen Grad von Selbſtachtung beſeſſen, ſich gewiß nicht dazu verſtanden hätte, ſein Talent durch Ausführung einer ſolchen Caricatur zu proſtituiren.

Hierzu kam, daß, da die neapolitaniſche Dynaſtie einmal im glücklichen Zuge war, die ſchöne melancholiſche Erzherzogin, welche wir auf der königlichen Galeere geſehen, nachdem ſie kurz zuvor jene Tochter geboren, die, wie wir

ebenfalls bereits bemerkt, ſpäter einmal die Herzogin von Berry werden ſollte, im Monat Februar oder März 1800 wieder in geſegneten Umſtänden war.

Trotz aller von uns erzählten Ereigniſſe, welche nachtheilig auf ihre Schwangerſchaft hätten einwirken können, war dieſe glücklich bis zum neunten Monate gediehen, ſo daß man blos auf ihre Entbindung wartete, um, beſonders wenn ſie einen Prinzen zur Welt brächte, in Palermo eine Reihe von Feſten zu veranſtalten, welche der doppelten Veranlaſſung, welche den Grund dazu gegeben, würdig wären.

Auch noch eine andere Frau ſah, freilich nicht in einem Palaſt und nicht von Sammt und Seite umgeben, ſondern auf dem Stroh des Kerkers, einer verhängnißvollen und tödtlichen Entbindung entgegen, denn ſie ſollte dieſelbe nicht lange überleben.

Dieſe andere Frau war die unglückliche Molina Luiſa San Felice, welche, wie wir gehört, von ihrem Gatten für ſchwanger erklärt worden und auf Befehl des in ſeiner Rache hartnäckigen Königs Ferdinand nach Palermo geführt und einer ärztlichen Unterſuchung unterzogen worden, bei welcher ſich die Schwangerſchaft als unzweifelhaft herausgeſtellt hatte.

Der König aber, der ſelbſt für das Mitleid ſo wenig zugänglich war, hatte ſeinen eigenen Arzt Antonio Villari rufen laſſen und ihm unter Androhung der härteſten Strafe befohlen, ihm über den Zuſtand der Gefangenen die Wahrheit zu ſagen.

Antonio Villari erkannte eben ſo wie ſeine Collegen

die Schwangerſchaft, und verſicherte ſie dem König auf Ehre und Gewiſſen.

Nun erkundigte der König ſich genau, von welcher Zeit an wohl die Schwangerſchaft datire, um zu wiſſen, wann, nachdem das Kind geboren worden, man die Mutter dem Henker überantworten könne.

Zum Glück war ſie gerichtet und verurtheilt und konnte noch an demſelben Tage, wo das Kind, das bis jetzt ihr Schutz war, ihrem Leibe entriſſen ſein würde, ohne weiteren Aufſchub hingerichtet werden.

Ferdinand gab ſeinen eigenen Arzt Antonio Villar dem Dienſte der Gefangenen bei und wollte, damit Niemand ſeine Rachepläne durchkreuze, nicht blos zuerſt, ſondern auch allein von der ſtattgehabten Entbindung in Kenntniß geſetzt werden.

Dieſe beiden Entbindungen, die der Prinzeſſin, welche dem Thron einen Erben, und die der Verurtheilten, welche dem Henker ein Schlachtopfer ſchenken ſollte, ſtanden binnen wenigen Wochen nach einander zu erwarten und zwar ſo, daß die der Prinzeſſin der der Verurtheilten voranging.

Dieſer Umſtand war es, auf welchen den Chevalier San Felice ſeine letzte Hoffnung gebaut hatte.

In der That war er, nachdem er ſeine barmherzige Miſſion in Neapel erfüllt, nachdem er durch ſeine Erklärung vor dem Tribunal und durch ſeine Achtung vor der Gefangenen die Ehre des Weibes ſichergeſtellt, wieder nach Palermo zurückgekehrt, um bei dem Herzog von Calabrien, welcher den Palaſt des Senats bewohnte, ſeinen gewohnten Poſten wieder aufgenommen.

Noch am Tage ſeiner Ankunft, und als er noch zö-

gerte, vor dem Prinzen zu erſcheinen, ließ dieſer ihn rufen, reichte ihm die Hand, welche der Chevalier küßte, und ſagte:

»Mein lieber San Felice, Sie haben mich um die Erlaubniß gebeten, nach Neapel zu reiſen, und ohne Sie zu fragen, was Sie dort zu thun hätten, habe ich Ihnen dieſe Erlaubniß gegeben. Gegenwärtig haben ſich verſchiedene Gerüchte, wahre oder falſche, über die Urſache Ihrer Reiſe verbreitet. Nicht als Fürſt, ſondern als Freund erwarte ich, von Ihnen von dem, was Sie dort gemacht haben, unterrichtet zu werden. Ich habe Sie ſehr lieb, das wiſſen Sie, und an dem Tage, wo ich Ihnen einen großen Dienſt werde leiſten können, werde ich der glücklichſte Menſch von der Welt ſein, ohne deswegen zu glauben, daß ich mich meiner Schuld gegen Sie entledigt habe.«

Der Chevalier wollte ſich auf ein Knie niederlaſſen, der Prinz wehrte es ihm aber, ſchloß ihn in ſeine Arme und drückte ihn an ſein Herz.

Nun erzählte der Chevalier Alles, ſeine Freundſchaft gegen den Fürſten Caramanico, das Verſprechen, welches er demſelben an ſeinem Sterbebett gegeben, ſeine Vermälung mit Luiſa; kurz, er erzählte ihm Alles, ausgenommen Luiſa's Geſtändniſſe, ſo daß in den Augen des Prinzen die Vaterſchaft des Chevaliers keinem Zweifel unterworfen ſein konnte.

Der Chevalier endete damit, daß er Luiſa's politiſche Unſchuld betheuerte und den Prinzen bat, ihre Begnadigung auszuwirken.

Der Prinz dachte einen Augenblick nach. Er kannte den grauſamen, rachſüchtigen Charakter ſeines Vaters; er wußte,

welchen Schwur dieſer gethan und wie ſchwer es ſein würde, ihn von dieſem Schwur zurückzubringen.

Plötzlich aber durchzuckte ein leuchtender Gedanke ſein Hirn.

»Erwarten Sie mich hier,« ſagte er zu dem Chevalier.

»In einer Angelegenheit von dieſer Bedeutung muß ich meine Gemalin zu Rathe ziehen und dieſe iſt überdies eine ſehr gute Rathgeberin.«

Mit dieſen Worten ging er in das Schlafzimmer der Prinzeſſin.

Fünf Minuten ſpäter öffnete ſich die Thür wieder und der Prinz rief, den Kopf durch die Oeffnung ſteckend, den Chevalier hinein.

In dem Augenblick, wo die Thür des Schlafzimmers der Prinzeſſin ſich hinter San Felice ſchloß, ſteuerte eine kleine Goelette, welche durch die Höhe und Biegſamkeit ihrer Maſten amerikaniſche Bauart verrieth, um den Berg Pelegrino, folgte dem langen Hafendamm des Schloſſes des Molo, welcher mit der Batterie endet, fuhr mit derſelben Leichtigkeit, wie in unſeren Tagen ein Dampfſchiff zu thun pflegt, zwiſchen den engliſchen Kriegsſchiffen und den Kauffahrteiſchiffen aller Länder, welche den Hafen von Palermo füllten, hindurch und ging eine halbe Kabellänge vor dem ſeit langer Zeit in ein Staatsgefängniß verwandelten Schloſſe Caſtellamare vor Anker.

Wenn das Merkmal, an welchem man, wie wir geſagt, die Nationalität des kleinen Schiffes erkennen konnte, für wenig geübte Augen nicht hinreichend geweſen wäre, ſo hätte doch die ſich an der Spitze des großen Maſtes entfaltende Flagge, auf welcher man die Sterne der amerikaniſchen Union

erblickte, bestätigt, daß es auf dem von Christoph Columbus entdeckten Boden gebaut war und daß es, so gebrechlich es auch zu sein schien, kühn und glücklich das atlantische Meer überschifft hatte, gerade wie ein Dreidecker oder eine Fregatte.

Sein mit goldenen Buchstaben am Spiegel angeschriebener Name »The Runner«, das heißt »der Renner«, verrieth, daß es seinen Namen seinem Verdienst gemäß, aber nicht von der Laune seines Eigenthümers erhalten hatte.

Kaum war der Anker geworfen, so sah man das Quarantänenboot mit Beobachtung der gewohnten Formalitäten und Vorsichtsmaßregeln auf den »Renner« zusteuern, und dann wurden die herkömmlichen Fragen und Antworten gewechselt.

»Goelette, ahoi!« rief man; »wo kommt Ihr her?«

»Von Malta.«

»Direct?«

»Nein, wir sind in Marsala angelaufen.«

»Zeigt euer Patent.«

Der Capitän, welcher alle diese Fragen auf italienisch, aber mit sehr hörbarem Yankee-Accent beantwortete, reichte das verlangte Papier dar, welches man ihm mit einer Zange aus den Händen nahm und welches, nachdem man es gelesen, ihm auf dieselbe Weise zurückgegeben ward.

»Gut,« sagte der Beamte, »Ihr könnt in das Boot steigen und mit uns nach der Quarantäne kommen.«

Der Capitän ließ eines seiner Boote aussetzen, nahm vier Ruderer mit und passirte, von dem Quarantäneboot begleitet, die ganze Rhede, um das auf der andern Seite

des Hafens liegende Quarantänegebäude, die Salute genannt, zu erreichen.

Zehntes Capitel.

Die Nachrichten, welche die Goelette „der Renner“ mitbrachte.

Noch am Abend des Tages, wo wir den Chevalier San Felice in das Schlafzimmer der Herzogin von Calabrien gehen und den Capitän der Goelette »der Renner« ſich nach der Salute haben begeben ſehen, war die ganze königliche Familie beider Sicilien in demſelben Zimmer des Palaſtes verſammelt, wo wir geſehen haben, wie Ferdinand mit dem Präſidenten Cardillo ſeine Partie Reverſis machte, wie Emma Lyonna dem Bankier an Pharotiſche mit Händen voll Gold die Spitze bot, und die Königin, mit den jungen Prinzeſſinnen in einen Winkel zurückgezogen, die Fahne ſtickte, welche der treue und kluge Lamarra dem Cardinal Ruffo überbringen ſollte.

Nichts hatte ſich verändert. Der König ſpielte immer noch Reverſis; der Präſident Cardillo riß ſich immer noch die Knöpfe ab; Emma Lyonna bedeckte den Tiſch immer noch mit Gold, während ſie zugleich leiſe mit dem auf ihren Seſſel ſich ſtützenden Nelſon plauderte, und die Königin und die Prinzeſſinnen ſtickten allerdings nicht mehr eine Fahne für den Cardinal, wohl aber ein Dankſagungsbanner für die heilige Roſalie, dieſe ſanfte Jungfrau, deren Namen man zu beſudeln verſuchte, indem man ſie zur Be-

ſchützerin dieſes Thrones machte, welcher jetzt im Begriff ſtand, ſich wieder durch Blut zu befeſtigen.

Dennoch aber hatten ſich ſeit dem Tage, wo wir unſere Leſer zum erſten Mal in dieſes ſelbe Zimmer einführten, die Dinge bedeutend geändert.

Aus einem Verbannten und Beſiegten war Ferdinand, Dank dem Cardinal, ein Eroberer und Sieger geworden. Auch wäre die Ruhe dieſes majeſtätiſchen Antlitzes, welches Canova, wie wir bereits erwähnt, beſchäftigt war als Minerva, nicht aus dem Haupte des Jupiter, ſondern aus einem herrlichen Marmorblock von Carrara ſpringen zu laſſen, noch ganz dieſelbe geweſen, wenn nicht einige ſoeben aus Frankreich eingetroffene Nummern des »Moniteur republicain« ihren Schatten auf die neue Aera geworfen hätten, in welche das ſiciliſche Königthum eintrat.

Die Ruſſen waren nämlich durch Maſſena bei Zürich und die Engländer durch Brune bei Allmacker geſchlagen worden. Die Engländer hatten ſich genöthigt geſehen, ſich wieder einzuſchiffen und Suwarow, welcher zehntauſend Mann auf dem Schlachtfelde zurückließ, war nur dadurch entronnen, daß er einen Abgrund, auf deſſen Boden die Reuß ſtrömte, auf zwei mit den Gürteln ſeiner Officiere aneinandergebundenen Fichtenſtämmen überſchritt und dann, nachdem er den Abgrund paſſirt, die Brücke, auf welcher er ihn überſchritten, in die Tiefe hinabſchleudern ließ.

Ferdinand hatte ſich mitten unter dem Aerger, welchen dieſe Nachrichten ihm verurſachten, einige Minuten Vergnügen gemacht und zwar dadurch, daß er Nelſon mit der Wiedereinſchiffung der Engländer und Bailly mit der Flucht Suwarow's neckte.

Was ſollte man hierauf einem Manne entgegnen, der unter gleichen Umſtänden ſich auf ſo grauſame und zugleich ſo luſtige Weiſe ſelbſt verſpottet hatte?

Nelſon begnügte ſich deshalb blos auf die Lippen zu beißen und Bailly, welcher Irländer, aber von franzöſiſcher Abkunft war, empfand über die Schlappe, welche die Truppen des Czaar Paul des Erſten davongetragen, nicht allzugroßes Bedauern.

Allerdings war in dem Stande der Angelegenheiten, welche Ferdinand direct intereſſirten, das heißt an den Angelegenheiten Italiens, nichts geändert. Oeſterreich ſtand in Folge ſeiner Siege in Deutſchland und Italien am Fuße der Alpen, und der Var, die alte franzöſiſche Grenze, war bedroht.

Hierzu kam, daß Rom und das römiſche Gebiet durch Burkard und Pronio, die beiden Generale Seiner ſiciliſchen Majeſtät wiedererobert worden, und daß kraft des zwiſchen dem General Burkard, Commandanten der neapolitaniſchen Truppen, der die brittiſchen Truppen commandirende Commodore Truebridge und der Commandant der franzöſiſchen Truppen General Garnier unterzeichneten Vertrages letztere mit allen Kriegsehren abziehen, aber bis zum 4. October die römiſchen Staaten verlaſſen haben ſollten.

In Allem dieſen gab es, wie der König Ferdinand ſagte, »zu eſſen und zu trinken.« Dann warf er mit ſeiner neapolitaniſchen Sorgloſigkeit das bekannte Sprichwort, welches die Neapolitaner noch öfter in moraliſchem als in phyſiſchem Sinne anwenden: »Nun, was nicht erſtickt, wird fett,« in die Luft, auf die Gefahr hin, daß es ihm wieder auf die Naſe fiele.

Seine Majestät machte daher, ohne sich sehr durch die Ereignisse beunruhigen zu lassen, welche in der Schweiz und in Holland vor sich gingen, und sehr ruhig in Bezug auf die, welche in Italien geschehen waren, noch geschahen und geschehen sollten, seine Partie Reversis und neckte gleichzeitig Cardillo, seinen Mitspieler, und Nelson und Bailly, seine Bundesgenossen, als der Kronprinz in den Salon trat, sich gegen den König und die Königin verneigte, mit den Augen den in Palermo beim König gebliebenen und wegen seiner Treue zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannten Fürsten von Castelcicala suchte, gerade auf diesen zuging, und sofort ein mit leiser Stimme geführtes Gespräch mit ihm begann.

Nach Verlauf von fünf Minuten durchschritt der Fürst von Castelcicala den Salon seiner ganzen Länge nach, ging seinerseits gerade auf die Königin zu und sagte zu ihr leise einige Worte, welche sie bewogen, rasch den Kopf emporzurichten.

»Melden Sie es Nelson,« sagte die Königin, »und folgen Sie mir dann mit dem Prinzen von Calabrien in das Nebenzimmer.«

Mit diesen Worten erhob sie sich und ging in ein an den großen Salon stoßendes Cabinet.

Einige Secunden später führte der Fürst von Castelcicala den Prinzen ein, und Nelson folgte, um dann die Thür hinter sich zu schließen.

»Kommen Sie her, Franz,« sagte die Königin zu ihrem Sohn, »und erzählen Sie uns, woher Sie diese ganz schöne Geschichte haben, welche Castelcicala mir soeben erzählt hat.«

»Madame,« ſagte der Prinz, indem er ſich mit jener Miſchung von Furcht und Reſpect verneigte, welche er ſeiner Mutter gegenüber, von der er ſich nicht geliebt wußte, ſtets empfand, »Madame, einer meiner Leute, ein Mann, auf den ich mich verlaſſen kann, hat, als er ſich heute gegen zwei Uhr Nachmittags auf der Polizei befand, ſagen hören, der Capitän eines kleinen amerikaniſchen Schiffes, welches heute in dem Hafen eingelaufen iſt und beim Abſegeln von Malta durch einen Sturm nach der Richtung des Cap Bon getrieben worden war, ſei zwei franzöſiſchen Kriegsſchiffen begegnet, auf deren einem, wie er vollen Grund hat zu glauben, ſich der General Bonaparte befand.«

Nelſon, welcher ſah, mit welcher Aufmerkſamkeit Alle die Mittheilung des Prinzen anhörten, ließ ſich dieſelbe durch den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in's Engliſche überſetzen und begnügte ſich dann, die Achſeln zu zucken.

»Und haben Sie,« fragte die Königin ihren Sohn, »auf dieſe, wenn auch nur unſichere und unbeſtimmte Nachricht hin nicht geſucht jenen Capitän zu ſprechen und ſelbſt zu ermitteln, was wohl an dieſem Gerücht Wahres iſt? In der That, Franz, Sie beſitzen eine unverzeihliche Sorgloſigkeit.«

Der Prinz verneigte ſich.

»Madame,« antwortete er, »mir, der ich mit der Regierung nichts zu ſchaffen habe, kam es nicht zu, Geheimniſſe von dieſer Wichtigkeit durchdringen zu wollen, wohl aber habe ich den Mann, der mir dieſes Gerücht überbracht, ſelbſt an Bord der amerikaniſchen Goelette geſchickt und

ihm befohlen, ſich unmittelbar an der Quelle zu erkundigen, und wenn der Capitän ihm ein glaubwürdiger Mann zu ſein ſchiene, denſelben mit in den Palaſt zu bringen.«

»Nun und?« fragte die Königin ungeduldig.

»Nun, Madame, der Capitän wartet im rothen Salon.«

»Caſtelcicala,« ſagte die Königin, »gehen Sie und führen Sie ihn durch die Corridors hierher, damit er nicht durch den Salon komme.«

Es trat unter den drei wartenden Perſonen tiefes Schweigen ein.

Nach Verlauf einer Minute öffnete ſich die Thür wieder und ein Mann trat ein, welcher fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre alt ſein mochte und eine Phantaſienuniform trug.

»Der Capitän Skinner,« ſagte der Fürſt von Caſtelcicala, indem er den amerikaniſchen Touriſten einführte.

Der Capitän Skinner war, wie wir eben geſagt, ein Mann, welcher den Mittag des Lebens bereits hinter ſich hatte, von etwas über Mittelgröße, vortrefflichem Wuchs und einem ernſten, aber empfänglichen Geſicht mit im Ergrauen begriffenen Haar, welches zurückgeſtrichen war, als ob der in das Geſicht wehende Sturm ſie ſo gelegt hätte. Er trug keinen Schnurrbart, ein dicker Kinnbart aber tauchte bis in die Cravatte von untadelhaft weißem feinen Battiſt hinab.

Er verneigte ſich ehrerbietig vor der Königin und vor dem Herzog von Calabrien. Nelſon begrüßte er wie eine ganz gewöhnliche Perſon und verrieth dadurch, daß er ihn entweder nicht kannte oder nicht kennen wollte.

»Mein Herr,« ſagte die Königin zu ihm, »man verſichert mir, daß Sie der Ueberbringer von wichtigen Nachrichten ſind. Dies erklärt Ihnen, weshalb ich gewünſcht habe, daß Sie ſich hierher in den Palaſt bemühen möchten. Wir haben Alle das größte Intereſſe daran, dieſe Nachrichten kennen zu lernen. Damit Sie wiſſen, mit wem Sie ſprechen, bemerke ich, daß ich die Königin Marie Caroline bin; dies da iſt mein Sohn, der Herzog von Calabrien, dies da mein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Fürſt von Caſtelcicala, und dies hier mein Freund, meine Stütze, mein Retter, Mylord Nelſon, Herzog von Bronte, Baron vom Nil.«

Der Capitän Skinner ſchien mit den Augen eine fünfte Perſon zu ſuchen, als plötzlich die in den Salon führende Thür des Cabinets ſich öffnete und der König eintrat.

Es war augenſcheinlich, daß dieſe fünfte Perſon es war, welche der Capitän Skinner mit den Augen geſucht hatte.

»Madonna!« rief der König, ſich zu ſeiner Gemalin wendend, »wiſſen Sie, theure Freundin, was für Nachrichten ſich ſo eben in Palermo verbreiten?«

»Nein, ich weiß es noch nicht, aber ich werde es ſogleich erfahren, denn hier iſt der Herr, welcher dieſe Nachrichten gebracht hat und im Begriff ſteht, mir ſie mitzutheilen.«

»Ah! ah!« ſagte der König.

»Ich erwarte, daß die Majeſtäten mir die Ehre erzeigen, mich zu befragen,« ſagte der Capitän Skinner. »Ich ſtehe zu Befehl.«

»Man ſagt, mein Herr,« hob die Königin an, »daß

Sie uns Nachrichten über den General Bonaparte geben können.«

Ein Lächeln umſpielte die Lippen des Amerikaners.

»Ja, und zwar ſichere, Majeſtät,« ſagte er, »denn vor nur erſt drei Tagen bin ich ihm auf der See begegnet.«

»Auf der See!« wiederholte die Königin.

»Was ſagt der Herr?« fragte Nelſon.

Der Fürſt von Caſtelcicala überſetzte die Antwort des amerikaniſchen Capitäns in's Engliſche.

»Wo denn?« fragte Nelſon.

»Zwiſchen Sicilien und dem Cap Bon,« antwortete der Capitän Skinner in vortrefflichem Engliſch.

»Alſo,« bemerkte Nelſon, »ungefähr unter dem ſiebenunddreißigſten Grade nördlicher Breite?«

»Ja, ungefähr unter dem ſiebenunddreißigſten Grade nördlicher Breite und etwa neun Grad zwanzig Minuten öſtlicher Länge.«

Der Fürſt von Caſtelcicala überſetzte dem König, was geſprochen ward; für die Königin und den Herzog von Calabrien war keine Ueberſetzung nöthig, denn beide ſprachen und verſtanden engliſch.

»Das iſt unmöglich,« ſagte Nelſon. »Sir Sidney Shmith blockirt den Hafen von Alexandrien und würde zwei franzöſiſche Schiffe auf dem Wege nach Frankreich nicht haben paſſiren laſſen.«

»O,« ſagte der König, welcher niemals die Gelegenheit verſäumte, Lord Nelſon einen Hieb zu verſetzen, »Sie haben ja die ganze franzöſiſche Flotte auf dem Wege nach Alexandrien paſſiren laſſen.«

»Blos um ſie bei Abukir deſto beſſer zu vernichten,« antwortete Nelſon.

»Nun denn,« ſagte der König, »dann ſetzen Sie doch den beiden Schiffen, welche der Capitän Skinner geſehen hat, nach und vernichten Sie dieſelben auch.«

»Würde,« fragte der Herzog von Calabrien mit ehrerbietiger Geberde gegen ſeinen Vater und ſeine Mutter, wie um ſich zu entſchuldigen, daß er in ihrer Gegenwart das Wort zu nehmen wagte, »würde der Capitän uns wohl ſagen, in Folge welcher Umſtände er ſich unter jenen Breitegraden befand und aus welchen Gründen er glaubt, daß auf einem der beiden franzöſiſchen Schiffe, denen er begegnete, der General Bonaparte ſich befand?«

»Sehr gern, Hoheit,« antwortete der Capitän, ſich verneigend. »Ich war von Malta abgeſegelt, um die Meerenge von Meſſina zu paſſiren, als ich in der Entfernung von einer Meile ſüdlich vom Cap Paſſaro von einem Sturme ereilt ward. Ich ſteuerte demgemäß in der Richtung der Inſel Maritimo und mit demſelben Winde nach dem Cap Bon, obſchon ich immer die hohe See zu halten ſuchte.«

»Und hier?« fragte der Herzog.

»Hier ſah ich mich zwei Schiffen gegenüber, in welchen ich franzöſiſche erkannte und die in mir den Amerikaner erkannten. Uebrigens hatte auch ein Kanonenſchuß ihre Flagge in Gewißheit geſetzt und mich aufgefordert, die meinige zu entfalten. Eines der beiden Schiffe forderte mich auf näherzukommen, und als ich dies bis auf Sprechweite gethan, rief ein Mann in Generalsuniform mir zu:

»Goelette, ahoi! habt Ihr engliſche Schiffe geſehen?«

»Nein, General,« antwortete ich; »wir haben keines gesehen.«

»Was macht die Flotte des Admirals Nelson?«

»Ein Theil blockirt Malta, der andere liegt in dem Hafen von Palermo.«

»Wo geht Ihr hin?«

»Nach Palermo.«

»Wohlan, wenn Ihr den Admiral seht, so sagt ihm, daß ich in Italien Revanche für Abukir nehmen werde.«

»Und damit setzte das französische Schiff seinen Weg weiter fort.

»Wissen Sie wie der General heißt, der Sie soeben befragte?« fragte mich mein Lieutenant, welcher während des kurzen Gespräches neben mir gestanden hatte. »Es war Niemand Anderer, als der General Bonaparte selbst.«

Man übersetzte dem Admiral Nelson die ganze Erzählung des amerikanischen Capitäns, während der König, die Königin und der Herzog von Calabrien einander mit unruhigen Blicken ansahen.

»Und,« fragte Nelson, »wissen Sie vielleicht auch den Namen dieser beiden Schiffe?«

»Ja, denn ich war denselben so nahe, daß ich die Namen lesen konnte,« antwortete der Capitän. »Das eine hieß der »Muiron«, das andere der »Carère«.

»Was sollen diese Namen heißen?« fragte die Königin den Herzog von Calabrien auf deutsch. »Ich begreife die Bedeutung nicht.«

»Es sind zwei Männernamen, Majestät,« antwortete der Capitän Skinner ebenfalls auf deutsch und sprach diese

Sprache eben ſo rein wie die beiden anderen, in welchen er ſich bereits ausgedrückt.

»Dieſe verteufelten Amerikaner!« ſagte die Königin auf franzöſiſch; »ſie reden alle Sprachen.«

»Das müſſen wir auch, Majeſtät,« antwortete der Capitän Skinner in gutem Franzöſiſch. »Ein Handelsvolk muß alle Sprachen können, in welchen man nach dem Preiſe des Ballens Baumwolle fragen kann.«

»Nun, Mylord Nelſon,« fragte der König, »was ſagen Sie zu dieſer Mittheilung?«

»Ich ſage, daß es eine ſehr wichtige und ernſte iſt, daß man ſich deswegen aber nicht allzuſehr beunruhigen laſſen darf. Lord Keith kreuzt zwiſchen Corſica und Sardinien, und Sie wiſſen, das Meer und die Winde ſind für England.«

»Ich danke Ihnen, Herr Capitän, für die Nachrichten, die Sie uns gebracht,« ſagte die Königin zu Mr. Skinner. »Gedenken Sie lange in Palermo zu verweilen?«

»Ich bin ein Touriſt, der zu ſeinem Vergnügen reiſt, Majeſtät,« antwortete der Capitän, »und dafern Sie nicht etwas Anderes wünſchen, ſo gedenke ich gegen Ende nächſter Woche wieder unter Segel zu gehen.«

»Wo würde man Sie finden, Capitän, im Falle man abermaliger Mittheilungen bedürfte?«

»An Bord meines Schiffes. Ich bin dem Fort Caſtellamare gegenüber vor Anker gegangen, und werde, dafern mir nicht etwas Anderes befohlen wird, dort bleiben, weil ich den Platz ſehr bequem finde.«

»Franz,« ſagte die Königin zu ihrem Sohne, »Sie werden dafür ſorgen, daß der Capitän von dem Platze, den er gewählt hat, nicht verdrängt werde. Man muß wiſſen,

wo man ihn augenblicklich finden kann, im Falle man seiner bedürfte.«

Der Prinz verneigte sich.

»Wohlan, Mylord Nelson,« fragte der König, »was ist jetzt nach Ihrer Ansicht zu thun?«

»Sire, Sie können Ihre Partie Reversis wieder aufnehmen, als ob nichts Außergewöhnliches geschehen wäre. Selbst wenn man annimmt, daß der General Bonaparte in Frankreich landet, so ist dann blos ein Mann mehr da.«

»Wenn Sie nicht bei Abukir gewesen wären, Mylord,« sagte der Capitän Skinner, »so wäre dann auch nur ein Mann weniger da gewesen, dennoch aber ist es wahrscheinlich, daß eben in Folge dieses Mannes weniger die französische Flotte sich gerettet hätte.«

Nachdem der amerikanische Capitän diese Worte, in welchen gleichzeitig ein Compliment und eine Drohung lag, gesprochen, verneigte er sich tief vor den erhabenen Personen, die ihn gerufen, und zog sich zurück.

Dem ihm von Nelson gegebenen Rathe gemäß ging der König, seinen Platz wieder an dem Tische einzunehmen, wo der Präsident Cardillo ihn ungeduldig erwartete, während der Herzog von Ascoli und der Marquis Circillo geduldig harrten, wie es gut dressirten Höflingen geziemt.

Die Letzteren waren auch mit den Gesetzen der Hofetikette zu genau bekannt, als daß sie sich erlaubt hätten, den König zu befragen. Der Präsident Cardillo dagegen war ein weniger strenger Beobachter des Decorum, als diese beiden Herren.

»Nun, Sire,« fragte er, »verlohnte es denn der

Mühe, unſere Partie zu unterbrechen und uns eine Viertelſtunde lang mit dem Schnabel im Waſſer zu halten?«

»Nein, gewiß nicht, wenigſtens dem zufolge, was der Admiral Nelſon behauptet,« ſagte der König. »Bonaparte hat Egypten verlaſſen, und iſt, ohne geſehen zu werden, durch die Flotte des Admirals Sidney Smith hindurchgeſegelt. Vor vier Tagen befand er ſich auf der Höhe des Cap Bon. Er wird durch Mylord Keith's Flotte ebenſo hindurchſchlüpfen, wie er der Sir Sidney Smith's entſchlüpft iſt, und binnen drei Wochen in Paris ſein. Sie ſind am Kartenmiſchen, Präſident. Wer weiß, ob Bonaparte nicht auch bald ein Spiel miſcht.«

Und mit dieſem vermeinten Witze, von welchem er ſelbſt ganz entzückt zu ſein ſchien, nahm der König ſeine Partie wieder auf, als ob in der That das, was er erfahren, nicht der Mühe verlohnt hätte, ſie zu unterbrechen.

Elftes Capitel.

Die Ehegatten.

Man erinnert ſich, wie der Prinz von Calabrien Wind von den Nachrichten bekommen, welche er ſeiner Mutter mitgetheilt.

Ein ihm ergebener Mann hatte im Polizeibureau einige Worte gehört, welche der Capitän Skinner zu dem Director der Salute geſagt.

Hatte der Capitän dieſe Worte abſichtlich oder zufällig geſprochen? Dies hätte nur er allein ſagen können.

Der treuergebene Mann, von welchem der Herzog

von Calabrien ſprach, war kein Anderer als der Chevalier San Felice, welcher mit einer Empfehlung vom Prinzen den Polizeipräfecten um die Ermächtigung bitten wollte, bis zu der unglücklichen Gefangenen zu gelangen.

Dieſe Ermächtigung war ihm ertheilt worden, aber nur gegen das Verſprechen der vollſtändigſten Discretion, da die Gefangene durch den König ſelbſt der beſonderen Strenge des Präfecten empfohlen worden.

Demgemäß ſollte der Chevalier während der Dunkelheit, zwiſchen zehn und elf Uhr, Einlaß in das Gefängniß ſeiner Gattin erhalten.

Als er in den Senatspalaſt zurückkehrte, welchen, wie wir erwähnt, der Kronprinz bewohnte, erzählte er dieſem, was er auf dem Polizeibureau von einem amerikaniſchen Seecapitän über die Begegnung gehört, die derſelbe auf dem Meer mit dem General Bonaparte gemacht.

Der Prinz beſaß einen weit ausſchauenden Blick und errieth ſofort die Folgen einer ſolchen Rückkehr. Die Nachricht erſchien ihm deshab als eine äußerſt wichtige, und um ſich zu überzeugen, in wie weit ſie wahr ſei, bat er den Chevalier San Felice, ſich ſofort an Bord des amerikaniſchen Schiffes zu begeben.

San Felice würde dem Prinzen zu jeder Zeit mit der Schnelligkeit der Hingebung gehorcht haben; an dieſem ſelben Tage aber hatte der Prinz ihn mit Güte überhäuft und er bedauerte daher, daß er, um ihm einen Dienſt zu leiſten, nur einen ſo einfachen Befehl auszuführen hatte.

Der Chevalier war je nach Lage der Sache beauftragt, den amerikaniſchen Capitän mit zu dem Prinzen zu bringen.

Er hatte ſich demzufolge augenblicklich nach dem Hafen begeben, und nachdem er die ihm ertheilte ſchriftliche Erlaubniß, das Gefängniß zu beſuchen, in ſeiner Brieftaſche verwahrt, nahm er eines jener Boote, welche auf der Rhede hin- und herfahren, und forderte mit ſeiner gewohnten Sanftmuth die darin ſitzenden Ruderer auf, ihn nach der amerikaniſchen Goelette zu bringen.

So gewöhnlich und ſo häufig auch ein ſolches Vorkommniß iſt, ſo bleibt das Einlaufen eines Schiffes in einen Hafen doch immer ein Ereigniß. Kaum hatte daher der Chevalier San Felice das Ziel ſeiner Fahrt bezeichnet, ſo ſteuerten die Ruderer ſofort mit dem kleinen Schiffe, deſſen graziös rückwärtsgeneigte beide Maſten durch ihre Höhe zu der Kleinheit des Rumpfes einen ſo ſeltſamen Gegenſatz bildeten.

Am Bord der Goelette ſchien ſtreng Wache gehalten zu werden, denn kaum hatte der auf dem Hinterdeck poſtirte Matroſe das Boot bemerkt und vermuthet, daß es nach dem Schiffe ſteuere, ſo ward der ſeit kaum einer Stunde von der Salute zurückgekehrte Capitän von dem bevorſtehenden Beſuche benachrichtigt und ſtieg in Begleitung ſeines Lieutenants, eines jungen Mannes von ſechs- bis achtundzwanzig Jahren, raſch auf das Deck hinauf.

Nicht ſobald hatten ſie jedoch einen raſchen Blick auf das Boot geworfen, als ſie im Tone des Erſtaunens und der Unruhe einige Worte wechſelten und der junge Mann die in den Salon hinabführende Treppe verſchwand.

Der Capitän wartete allein.

Der Chevalier San Felice glaubte, obſchon er nur zwei Stufen zu ſteigen hatte, um auf das Deck zu gelangen,

doch in engliſcher Sprache fragen zu müſſen, ob er an Bord kommen dürfe.

Der Capitän antwortete jedoch durch einen Ruf der Ueberraſchung und zog den nicht wenig erſtaunten Chevalier auf eine im Hintertheile des Schiffes befindliche, mit einem Meſſinggeländer umgebene kleine Platform.

Der Chevalier wußte nicht, was er von dieſem Empfang, der übrigens durchaus nichts Feindſeliges hatte, denken ſollte, und betrachtete den Amerikaner mit fragendem Blick. Dieſer ſagte jedoch in vortrefflichem Italieniſch:

»Ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht erkannt haben, Chevalier, es beweiſt dies, daß meine Verkleidung gut gewählt iſt, obſchon das Auge eines Freundes oft weniger ſcharf iſt als das eines Feindes.«

Der Chevalier fuhr fort den Capitän anzuſehen und verſuchte ſeine Erinnerungen zuſammenzuraffen, konnte ſich aber nicht beſinnen, wo er dieſe kräftigen, redlichen Züge ſchon geſehen.

»Ich werde,« ſagte der vermeinte Amerikaner, »mich durch eine traurige, aber edle Erinnerung in Ihr Leben miſchen, mein Herr. Ich war in dem Tribunal von Monte Oliveto an dem Tage, wo Sie daſelbſt erſchienen, um Ihrer Gattin das Leben zu retten. Ich folgte Ihnen beim Heraustreten aus dem Tribunal und redete Sie an. Ich trug damals das Gewand eines Benedictinermönches.«

San Felice trat einen Schritt zurück und ward ein wenig bleich.

»Dann,« murmelte er, »ſind Sie alſo der Vater?«

»Ja, Sie entſinnen ſich wohl noch deſſen, was Sie

mir ſagten, als ich Ihnen jene halbvertrauliche Mittheilung machte?«

»Ja, ich ſagte zu Ihnen: Thun wir Alles, was in unſeren Kräften ſteht, um die Unglückliche zu retten.«

»Und heute?«

»O, heute ſage ich von ganzem Herzen dasſelbe.«

»Wohlan,« ſagte der vorgebliche Amerikaner, »ich bin deswegen hier.«

»Und ich,« ſagte der Chevalier, »hoffe, daß dieſe Nacht mein Vorhaben gelingen werde. Wollen Sie mich vielleicht von Ihren Verſuchen unterrichtet halten?«

»Ich verſpreche es Ihnen.«

»Aber da Sie mich nicht erkannt haben, was führt Sie dann jetzt zu mir?«

»Der Befehl des Kronprinzen. Es hat ſich das Gerücht verbreitet, daß Sie ſehr wichtige Nachrichten mitbrächten, und der Prinz ſchickt mich zu Ihnen in der Abſicht, Sie zum König zu führen. Widerſtrebt es Ihnen, dem König vorgeſtellt zu werden?«

»Mir widerſtrebt nichts, was unſere Pläne fördern kann, und ich verlange nichts Beſſeres als die Blicke der Polizei von dem eigentlichen Ziel, welches mich hieherführt, abzulenken. Uebrigens zweifle ich, daß der König unter dieſem Coſtüm und in dieſer Stellung den Bruder Giuſeppe, den Wundarzt des Kloſters vom Monte Caſſino, erkennen werde. Sollte er aber auch den Bruder Giuſeppe, den Wundvom Monte Caſſino, erkennen, ſo würde er doch immer noch weit entfernt ſein zu ahnen, was derſelbe in Palermo vorhat.«

»Nun, dann hören Sie mich.«

»Ich höre.«

»Während Sie mit dem Kronprinzen nach dem Palaſt gehen, und während der König Sie dort empfangen wird, gelange ich mit dem Erlaubnißſchein der Polizei zu der Gefangenen. Ich theile ihr einen heute zwiſchen uns, der Herzogin von Calabrien und mir verabredeten Plan mit. Gelingt dieſer Plan — und ich werde Ihnen heute Abend ſagen, worin er beſteht — ſo haben Sie nichts weiter zu thun. Die Unglückliche iſt gerettet und die Verbannung tritt für ſie an die Stelle der Todesſtrafe. Nun aber iſt die Verbannung ein Glück für ſie, und Gott ſchenke ihr daher die Verbannung. Scheitert dagegen unſer Plan, ſo hat die Gefangene, wie ich Ihnen hiermit erkläre, keine Hoffnung weiter als auf Sie. Iſt dieſer Augenblick gekommen, ſo werden Sie mir ſagen, was Sie von mir wünſchen. Möge es ſich um thätige Mitwirkung oder einfache Bitten handeln, ſo haben Sie das Recht, Alles zu verlangen. Ich habe bereits mein Glück dem Ihrigen zum Opfer gebracht, eben ſo bin ich auch bereit, mein Leben dem Ihrigen zu opfern.«

»Ja, ja, das wiſſen wir, Sie ſind der Engel der Selbſtverläugnung.«

»Ich thue, was ich ſoll, und eben deshalb habe ich die Verbindlichkeit auf mich genommen, welche ich heute erfülle. Sie werden den Palaſt ungefähr zu derſelben Stunde verlaſſen, wo ich das Gefängniß verlaſſe. Der Erſte von uns, welcher frei wird, erwartet dann den Andern auf dem Platze der vier Cantone.«

»Damit bin ich einverſtanden.«

»Nun, ſo kommen Sie.«

»Ich habe nur noch einen Befehl zu ertheilen, dann ſtehe ich zu Ihrer Verfügung.«

Man begreift das Zartgefühl, welches Salvato in dem Augenblick, wo der Chevalier auf die Goelette kam, bewogen hatte, ſich zu entfernen. Sein Vater aber, welcher errieth, von welcher Unruhe er gemartert würde, wollte, ehe er die Goelette verließ, ihm ſagen, was er ſelbſt nur ſehr oberflächlich wußte, das heißt den Punkt, auf welchem die Dinge ſich dermalen befanden. Es ſtand dieſem gemäß Alles noch gut. Luiſa war Gefangene, aber noch am Leben, und der Chevalier San Felice, der Herzog und die Herzogin von Calabrien conſpirirten für ſie.

Mit ſolchen Protectionen war es faſt unmöglich, daß die Rettung nicht gelänge.

Scheiterte der Plan dennoch, nun dann war es Salvato's Sache, in Gemeinſchaft mit ſeinem Vater irgend einen verzweifelten Streich nach Art deſſen zu verſuchen, durch welchen er ſich ſelbſt gerettet.

Giuſeppe Palmieri ging wieder auf das Deck hinauf. Der Chevalier erwartete ihn in dem Boote, welches ihn hergebracht. Der vorgebliche Capitän ertheilte in der That ſehr laut einige Befehle auf amerikaniſch und nahm dann neben dem Chevalier Platz.

Wie die Dinge im Palaſt gegangen waren, und welche Nachrichten der Beſitzer der Goelette gebracht, haben wir bereits geſehen. Es bleibt uns jetzt noch übrig, zu ſehen, was während dieſer Zeit in dem Gefängniß vorgegangen war, und worin der von dem Chevalier und ſeinen beiden mächtigen Protectoren, dem Herzog und der Herzogin von Calabrien, verabredete Plan beſtand.

Schlag zehn Uhr pochte der Chevalier an das Thor der Feſtung.

Dieſes Wort »Feſtung« verräth, daß das Gefängniß, in welches man die unglückliche Luiſa geſperrt, mehr als ein gewöhnliches Gefängniß war. Es war ein Staatsgefängniß.

Der Chevalier ward demgemäß zu dem Gouverneur geführt.

Militärperſonen ſind gewöhnlich frei von jenen kleinlichen Leidenſchaften, welche in Civilgefängniſſen dem Haß der Gewalthaber zum bereitwilligen Werkzeug dienen. Der Oberſt, welcher den Poſten eines Gouverneurs bekleidete, empfing und begrüßte den Chevalier ſehr artig, nahm Kenntniß von der ihm ertheilten Ermächtigung, mit der Gefangenen zu verkehren, ließ den Oberaufſeher rufen und befahl ihm, den Chevalier in das Zimmer der Perſon zu führen, welche er Erlaubniß hatte zu beſuchen.

Als er bemerkte, daß dieſe Erlaubniß auf die Verwendung des Prinzen vertheilt worden, und als er in San Felice demgemäß eine der vertrauten Perſonen des Palaſtes erkannte, ſagte er, indem er von dem Chevalier Abſchied nahm:

»Ich bitte Sie, Excellenz, Seiner königlichen Hoheit meine ehrerbietige Huldigung zu Füßen zu legen.«

Der Chevalier, welcher förmlich gerührt war, dieſer Courtoiſie zu begegnen, während er gefürchtet, irgend eine Brutalität hinnehmen zu müſſen, verſprach nicht blos, ſich des ihm ertheilten Auftrages zu entledigen, ſondern auch dem Prinzen zu ſagen, welche Rückſicht der Gouverneur auf ſeine Empfehlung genommen habe.

Der Oberaufseher seinerseits kam, als er sah, mit welcher Höflichkeit der Gouverneur mit dem Chevalier sprach, zu dem Schlusse, der Chevalier sei eine sehr vornehme Persönlichkeit und beeilte sich daher, ihn unter fortwährenden Verbeugungen nach Luisa's Zimmer zu geleiten, welches sich im zweiten Stockwerk eines der Thürme befand.

So wie der Chevalier die Treppen hinaufstieg, fühlte er wie das Herz ihm immer schwerer ward. Er hatte, wie wir bereits gesagt, Luisa seit der Sitzung des Tribunals nicht wieder gesehen, und mußte daher bei ihrem Wiederanblick nothwendig eine tiefe Gemüthserschütterung empfinden.

Als er daher an die Thür des Zimmers gelangte, legte er in dem Augenblick, wo der Schließer den Schlüssel in das Schloß stecken wollte, ihm die Hand auf die Schulter und murmelte:

»Ich bitte, mein Freund, noch einen Augenblick.«

Der Schließer hielt inne. Der Chevalier lehnte sich an die Wand; er vermochte kaum sich noch auf den Füßen zu erhalten.

Die Sinne der Gefangenen erlangen jedoch im Schweigen, in der Einsamkeit und in der Nacht eine ganz besondere, eigenthümliche Schärfe. Luisa hatte Tritte auf der Treppe gehört und bemerkt, daß diese Tritte vor ihrer Thür Halt machten.

Nun aber war jetzt nicht die Stunde, zu welcher Jemand in ihr Gefängniß zu kommen pflegte. Unruhig stieg sie von dem Bett herab, auf welches sie sich völlig angekleidet geworfen. Das Ohr spitzend und die Arme vor sich hinstreckend näherte sie sich der Thür, in der Hoffnung,

irgend ein Geräuſch zu vernehmen, welches ihr erlaubte, zu errathen, in welcher Abſicht man ſie zu einer ſo ſpäten Stunde des Abends beſuche.

Sie wußte, daß bis zur Stunde ihrer Niederkunft ihr Leben durch den Engel geſchützt war, den ſie unter ihrem Herzen trug, aber ſie zählte die Tage mit Schrecken, denn ſchon ſtand ſie im Begriff ihren ſiebenten Monat zu beenden.

Während der Chevalier an die äußere Mauer gelehnt und die Hand an die Bruſt drückend das heftige Pochen ſeines Herzens zu beſchwichtigen ſuchte, horchte Luiſa alſo auf der andern Seite der Thür mit verhaltenem Athem und angſtvoll.

Der Chevalier begriff, daß er nicht ewig ſo ſtehen bleiben könne. Er bot daher alle ſeine Kräfte auf und ſagte zu dem Schließer mit ziemlich feſter Stimme:

»Oeffnet nun, Freund.«

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo war es ihm, als hörte er von der andern Seite der Thür einen ſchwachen Schrei. Dieſer Schrei aber, wenn es einer war, ward ſofort durch des Raſſeln des Schlüſſels in dem Schloſſe erſtickt.

Die Thür öffnete ſich; der Chevalier blieb auf der Schwelle ſtehen.

Zwei Schritte davon, im Innern des Zimmers, von einem durch das vergitterte, aber glasloſe Fenſter fallenden Mondſtrahl beleuchtet, kniete Luiſa, weiß, mit aufgelöſtem Haar, die Hände auf die Knie herabhängen laſſend gleich Canova's Magdalena.

Durch die Thür hindurch hatte ſie die Stimme ihres

Gatten erkannt und erwartete ihn in der Haltung, in welcher die Ehebrecherin Chriſtum erwartete.

Der Chevalier ſtieß ſeinerſeits einen lauten Ruf aus, hob ſie in ſeinen Armen empor und trug ſie halb ohnmächtig auf ihr Bett.

Der Aufſeher ſchloß die Thür, indem er ſagte:

»Wenn Sie die elfte Stunde ſchlagen hören, Excellenz —«

»Schon gut, ſchon gut,« antwortete ihm San Felice, indem er ihm nicht Zeit ließ auszureden.

Das Zimmer blieb ohne anderes Licht als den Mondſtrahl, welcher der Bewegung des nächtlichen Planeten gemäß ſich langſam den beiden Gatten näherte.

Wir ſollten eigentlich ſagen: dieſem Vater und dieſer Tochter. — Nichts war in der That väterlicher als der Kuß, welchen Luciano auf Luiſa's bleiche Stirn drückte; nichts war kindlicher als die zitternde Umarmung, in welche Luiſe den Chevalier ſchloß.

Keines von beiden ſprach ein Wort; man hörte blos erſticktes Schluchzen.

Der Chevalier begriff, daß die Scham nicht die alleinige Urſache von Luiſa's Schluchzen ſei. Sie hatte Salvato nicht wieder geſehen, ſie hatte ſeine Verurtheilung ausſprechen hören; ſie wußte nicht, was aus ihm geworden ſei.

Eine Frage wagte ſie nicht zu thun, und der Chevalier wagte in Folge faſt übertriebenen Zartgefühls nicht ihren Gedanken zu antworten.

In dieſem Augenblick veranlaßten die Gemüthsqualen der Mutter eine ſo heftige Bewegung des Kindes, daß Luiſa einen lauten Schrei ausſtieß.

Der Chevalier hatte dieſe Bewegung gefühlt, und ein Schauer ging ihm durch alle Glieder; mit ſeiner ſanften Stimme aber ſagte er:

»Beruhige Dich, unſchuldiges, ungebornes Weſen! dein Vater lebt, er iſt frei und aller Gefahr entrückt.«

»O Luciano! Luciano!« rief Luiſa, indem ſie dem Chevalier zu Füßen ſank. »Aber,« fuhr dieſer lebhaft fort, »ich bin in einer andern Abſicht gekommen, als um dies zu ſagen. Ich bin gekommen, um mit Dir von Dir ſelbſt zu ſprechen, geliebtes Kind.«

»Von mir?«

»Ja, wir wollen Dich retten, geliebte Tochter.«

Luiſa ſchüttelte den Kopf, um anzudeuten, daß ſie dies für unmöglich hielt.«

»Ich weiß es wohl,« entgegnete San Felice, ihren Gedanken beantwortend, »der König hat Dich verurtheilt; wir haben aber ein Mittel, deine Begnadigung zu erlangen.«

»Meine Begnadigung! ein Mittel! Luciano, Du kennſt ein Mittel, meine Begnadigung zu erlangen?«

Und ſie ſchüttelte zum zweiten Male den Kopf.

»Ja,« hob San Felice wieder an, »und ich werde Dir dieſes Mittel ſagen. Die Kronprinzeſſin iſt wieder in geſegneten Umſtänden.«

»Glückliche Mutter!« rief Luiſa. »Sie erwartet nicht mit Angſt und Schrecken den Tag, wo ſie ihr Kind in ihre Arme ſchließen wird.«

Und mit dieſen Worten warf Luiſa ſich ſchluchzend und die Hände ringend zurück.

»Warte doch und faſſe Dich,« ſagte der Chevalier. »Bete für ihre glückliche Niederkunft, denn der Tag, an welchem dieſe erfolgt, wird der deiner Freilaſſung ſein.«

»Ich höre Dich,« ſagte Luiſa, indem ſie ihr Haupt wieder emporrichtete und an die Bruſt ihres Gatten ſinken ließ.

»Du weißt,« fuhr San Felice fort, »daß, wenn die Kronprinzeſſin von Neapel von einem Prinzen entbunden wird, ſie dann das Recht hat, um drei Gnadenacte zu bitten, die ihr niemals abgeſchlagen wurden.«

»Ja, das weiß ich wohl.«

»Wohlan, an dem Tage, wo die Entbindung der Kronprinzeſſin erfolgt, wird ſie anſtatt um drei Gnadenacte nur um einen bitten und dieſer eine wird deine Begnadigung ſein.«

»Aber,« ſagte Luiſa, »wenn ſie nun eine Prinzeſſin gebiert?«

»Eine Prinzeſſin! eine Prinzeſſin!« rief San Felice, deſſen Gedanken dieſe Alternative ſich noch gar nicht vergegenwärtigt hatte. »Dies iſt unmöglich. Gott wird es nicht erlauben.«

»Er hat ja ſchon erlaubt, daß ich ungerecht verurtheilt worden bin,« ſagte Luiſa mit ſchmerzlichem Lächeln.

»Das iſt eine Prüfung!« rief der Chevalier, »und wir befinden uns hier einmal in einem Prüfungslande.«

»Das iſt alſo unſere einzige Hoffnung?« fragte Luiſa.

»Leider ja,« antwortete San Felice, »aber gleichviel. Hier,« fuhr er fort, indem er ein Papier aus der Taſche zog, »hier iſt eine von dem Herzog von Calabrien verfaßte, von ſeiner Gattin geſchriebene Bittſchrift. Unterzeichne dieſelbe und ſetzen wir dann unſer Vertrauen auf Gott.«

»Ich habe aber weder Feder noch Tinte.«

»Ich habe Beides,« antwortete der Chevalier.

Mit dieſen Worten zog er ein Schreibzeug aus der Taſche und tauchte eine Feder ein.

Dann führte er Luiſa, ſie ſtützend, in die Nähe des Fenſters, damit ſie beim Scheine des Mondſtrahles unterzeichnen konnte.

Luiſa unterſchrieb.

»So,« ſagte er, indem er den Kopf emporrichte. »Ich werde Dir dieſe Feder, dieſe Tinte und ein Heft Papier dalaſſen. Du wirſt ſchon Mittel finden, dieſe Dinge irgendwo zu verbergen. Sie können Dir nützlich ſein.«

»Ja, ja, laß mir ſie da, mein Freund,« ſagte Luiſa. »O wie gut Du biſt und wie Du an Alles denkſt! Aber was iſt Dir? wonach ſchauſt Du?«

In der That waren die Blicke des Chevaliers durch die doppelten Gitter des Fenſters auf den Theil des Hafens gerichtet, den man durch die Oeffnung hindurch wahrnehmen konnte.

Ungefähr ſechzig bis ſiebzig Schritte vom Fuße des Thurmes ſchaukelte ſich die Goelette des Capitän Skinner.

»Wunder des Himmels!« murmelte der Chevalier. »In der That, ich fange an zu glauben, daß er beſtimmt iſt, Dich zu retten.«

Ein Mann ſpazirte auf dem Deck hin und her und warf von Zeit zu Zeit einen forſchenden Blick auf das Fort, als ob er die Mauern desſelben durchdringen wollte.

In dieſem Augenblick knarrte der Schlüſſel im Schloß. Es ſchlug elf Uhr.

Der Chevalier faßte Luiſa's Kopf zwiſchen beide Hände und richtete ſeinen Blick auf das Deck des kleinen Schiffes.

»Siehſt Du jenen Mann?« fragte er leiſe.

»Ja, ich ſehe ihn; was iſt mit ihm?«

»Wohlan, Luiſa, dieſer Mann iſt es.«

»Was iſt er?« fragte die junge Frau ſchaudernd.

»Er iſt derjenige, welcher Dich retten wird, wenn ich Dich nicht rette. Aber,« fuhr der Chevalier fort, indem er Luiſa leidenſchaftlich auf Stirn und Augen küßte, »ich werde Dich retten, ich werde Dich retten, ich werde Dich retten!«

Und mit dieſen Worten eilte er aus dem Gefängniß, deſſen Thür ſich wieder ſchloß, ohne daß Luiſa es gewahrte. Ihre ganze Seele lag jetzt in ihren Augen, und ihre Augen verſchlangen mit ihrem Blick den Mann, welcher auf dem Deck der Goelette hin- und herwandelte.

Zwölftes Capitel.

Kleine Ereigniſſe, welche ſich um große herum gruppiren.

Hätte der Auftritt am Tage ſtattgefunden anſtatt in der Nacht, ſo wäre der Chevalier, ohne ſich um den Oberaufſeher zu kümmern, die Treppen hinabgeſtürzt und hätte fortgefahren zu rufen: »Ich werde ſie retten!«

In dem Corridor aber herrſchte die vollſtändigſte Finſterniß, denn hier war nicht einmal etwas von dem Mondſtrahl zu bemerken, welcher Luiſa's Gefängniß erleuchtete.

Der Chevalier ſah ſich deshalb genöthigt, auf den Schließer und ſeine Laterne zu warten. Dieſer geleitete ihn

mit denſelben Beweiſen von Aufmerkſamkeit, womit er ihn bei ſeiner Ankunft überhäuft. In dem Hofe angelangt, fuhr der Chevalier deshalb mit der Hand in die Taſche, nahm die wenigen Goldſtücke, welche ſich darin befanden, heraus und bot ſie dem Schließer.

Dieſer nahm ſie, wog ſie mit melancholiſcher Miene in der Hand und ſchüttelte den Kopf.

»Mein Freund,« ſagte San Felice, »es iſt ſehr wenig, das weiß ich wohl, aber ich werde mich deiner erinnern, ſei unbeſorgt, — obſchon nur unter der Bedingung, daß Du der armen Frau, welche deine Gefangene iſt, mit aller möglichen Rückſicht begegneſt.«

»Ich beklage mich nicht über das, was Sie mir geben, Excellenz; dies ſei fern von mir,« antwortete der Aufſeher. »Wenn Sie aber wollten, Excellenz, ſo könnten Sie durch ein Wort mehr für mich thun, als ich jemals für die Gefangene werde thun können.«

»Und was kann ich für Dich thun?« fragte San Felice.

»Ich habe einen Sohn, Excellenz, und ſeit einem Jahre bitte ich vergebens um ſeine Anſtellung als Schließer in der Feſtung. Wäre er hier, ſo würde ich ihn ſpeciell mit der Bedienung der fraglichen Dame beauftragen, womit ich mich nicht ſelbſt beſchäftigen kann, da ich nur die allgemeine Aufſicht zu führen habe.«

»Ich bin gern bereit,« ſagte Felice, welcher ſofort an den Nutzen dachte, den er von dieſem beſcheidenen Gönner ziehen könnte. »Und von wem hängt die Anſtellung deines Sohnes ab?«

»Von dem Chef der Polizei.«

»Haſt Du Dich ſchon an dieſen gewendet?«

»Ja, aber Sie wiſſen wohl, Excellenz, ich müßte —« hier machte er die Geberde des Geldzählens — »und ich bin nicht reich.«

»Es iſt gut; Du wirſt eine Bittſchrift aufſetzen und mir dieſelbe zuſenden.«

»Excellenz,« ſagte der Oberaufſeher, indem er ein Papier aus der Taſche zog, »während Sie in dem Zimmer der Gefangenen waren, habe ich meine Bittſchrift ſchon aufgeſetzt, denn ich dachte gleich, daß Sie die Güte haben würden, ſich damit zu befaſſen.«

»Allerdings befaſſe ich mich damit, mein Freund,« ſagte der Chevalier, »und wenn Du nicht erlangſt, was Du wünſcheſt, ſo wird die Schuld nicht an mir liegen. Wenn Du meiner bedarfſt, ſo komme zu Seiner königlichen Hoheit dem Herzog von Calabrien und frage nach dem Chevalier San Felice.«

Und die Bittſchrift in die Taſche ſteckend, nahm der Chevalier Abſchied von ſeinem Schützling, verließ die Feſtung und lenkte ſeine Schritte nach dem Platze der vier Cantone, wo, wie man ſich erinnert, er mit dem angeblichen amerikaniſchen Capitän zuſammentreffen wollte.

Dieſer erwartete ihn bereits und kam, als er ihn erblickte, gerade auf ihn zu.

Beide redeten einander mit Fragen an.

Giuſeppe Palmieri erzählte ſeinen Beſuch bei dem König, wünſchte ſich Glück zu der Art und Weiſe, auf welche er empfangen worden, und beſonders zu der Gewißheit, in welcher er ſich befand, auf ſeinem Ankerplatz, das heißt in der Nähe des Fortes, bleiben zu können.

*

Der Chevalier ſeinerſeits theilte ihm ſein Project mit und gab ihm, um ihm dasſelbe klarer zu machen, das von dem Herzog von Calabrien verfaßte Gnadengeſuch zu leſen.

Giuſeppe Palmieri näherte ſich der vor einer Madonna brennenden Laterne und las.

Der Chevalier hatte ſich aber in ſeiner Zerſtreutheit vergriffen und ihm anſtatt des Gnadengeſuchs des Herzogs das Anſtellungsgeſuch des Oberſchließers zu leſen gegeben.

Giuſeppe Palmieri war jedoch nicht der Mann, der einen Umſtand, welcher ihm nützlich ſein konnte, an ſich vorübergehen ließ, ohne die Hand darauf zu legen. Er notirte ſich daher vor allen Dingen die Adreſſe des künftigen Schließers: »Tonino Monti, via della Salute Nr. 7,« dann gab er dem Chevalier das Papier zurück und ſagte:

»Sie haben ſich vergriffen.«

Der Chevalier griff nochmals in die Taſche und fand hier in der That die Schrift, welche er dem Capitän zu geben geglaubt und ſtatt welcher er ihm die Bittſchrift des Oberſchließers gegeben.

Giuſeppe Palmieri las das Gnadengeſuch mit noch größerer Aufmerkſamkeit, als er das Anſtellungsgeſuch geleſen.

»Ja, ohne Zweifel,« ſagte er. »Wenn König Ferdinand ein Herz hat, ſo iſt noch Ausſicht vorhanden; ich zweifle aber ſehr, daß er eines hat.«

Mit dieſen Worten gab er das Begnadigungsgeſuch in die Hände des Chevaliers zurück.

»Wann,« fragte er, »ſteht die Entbindung der Prinzeſſin zu erwarten?«

»Dieſelbe kann jeden Tag erfolgen.«

»Nun, dann wollen wir warten,« ſagte Palmieri. »Wenn nun aber der König ſich weigert, oder wenn das Kind der Kronprinzeſſin ein Mädchen iſt?«

»Dann werden Sie dieſe ſelbe Bittſchrift in Fetzen zerriſſen zugeſendet erhalten, womit Ihnen geſagt werden ſoll, daß Sie Ihrerſeits handeln können, weil unſererſeits keine Hoffnung mehr iſt. Käme es anders, ſo würde das einzige Wort: »Gerettet!« Ihnen Alles ſagen, was Sie zu wiſſen nöthig haben.«

»Aber nicht wahr, Sie geben mir Ihr Wort darauf, daß Sie bis dahin nichts verſuchen?«

»Ich gebe es Ihnen, nur werden Sie mir erlauben, mich von der Lage des Zimmers zu unterrichten, welches die Gefangene in der Feſtung bewohnt.«

Der Chevalier ergriff die Hand des vorgeblichen Amerikaners und drückte ſie ihm mit fieberhaft energiſcher Bewegung.

»Die Jugend vermag vor den Augen des Herrn viel,« ſagte er. »Das Fenſter der Gefangenen geht gerade auf die Goelette »der Renner«.

Und damit entfernte der Chevalier ſich raſch, indem er das Geſicht in dem Mantel barg.

Der Chevalier hatte ſich nicht getäuſcht und auch diesmal hatten die ſympathiſchen Ergießungen der Jugend ihre magnetiſchen Strömungen getheilt.

Kaum hatte der Chevalier Luiſa's Zimmer, nachdem er ſie auf den Mann aufmerkſam gemacht, der in einer halben Kabellänge von dem Fuße der Feſtung gedankenvoll auf dem Deck der Goelette hin- und herwandelte, verlaſſen,

als Salvato — denn dieſer war es wirklich — in der Luft ſeinen von dem Nachthauche getragenen Namen zu vernehmen glaubte.

Er richtete den Kopf empor, ſah aber nichts und glaubte daher ſich getäuſcht zu haben.

Derſelbe Ton ſchlug aber zum zweiten Male an ſein Ohr. Seine Augen richteten ſich nun auf die dunkle Oeffnung, welche gegen die graue Mauer abſtach, und durch das Gitter dieſer Oeffnung hindurch glaubte er eine Hand und ein Tuch ſich bewegen zu ſehen.

Der Ruf, welcher dem entſprach, der aus dem Herzen der Gefangenen kam, entrang ſich dem ſeinigen und die Wellen der Luft erzitterten auf's Neue, in Bewegung geſetzt von dem Namen »Luiſa«!

Das Tuch löſte ſich von der Hand, flatterte einen Augenblick in der Luft und fiel dann am Fuße der Mauer nieder.

Salvato war ſo klug, einen Augenblick zu warten, ſich umzuſehen, ob Jemand das ſoeben Geſchehene bemerkt, und nachdem er ſich überzeugt, daß Alles zwiſchen ihm und der Gefangenen geblieben war, ſetzte er, ohne Jemanden von der Schiffsmannſchaft etwas zu ſagen, die Jolle aus, und ruderte wie ein Fiſcher, der ſeine Angelſchnuren legt, nach dem Strande zu.

Ein Streifen Erde von etwa zwölf Schritte Breite trennte den Quai von dem Fuße der Gefängnißmauer und das Glück wollte, daß hier keine Schildwache poſtirt war.

Salvato band ſein Boot am Ufer feſt, ſah ſich mit einem Sprunge am Fuße der Mauer, hob das Tuch auf und kehrte in das Boot zurück.

Kaum hatte er in demſelben wieder Platz genommen, ſo hörte er den gemeſſenen Tritt einer Patrouille; anſtatt aber ſich von dem Quai zu entfernen, was leicht hätte Verdacht erregen können, ſchob er das Tuch raſch in ſeine Bruſttaſche und blieb in dem Boote, während er mit ſeiner Angelſchnur allerhand Bewegungen machte.

Die Patrouille erſchien am Fuße des Thurmes, der dieſelbe führende Sergeant ließ Halt machen, trat vor und näherte ſich dem Boote.

»Was machſt Du da?« fragte er Salvato, der die Kleidung eines einfachen Matroſen trug.

Salvato ließ ſich die Frage zweimal wiederholen, als ob er nicht verſtanden hätte, und antwortete dann mit auffallendem engliſchen Accente:

»Nun, das ſeht Ihr doch. Ich fiſche.«

Obſchon von den Siciliern verabſcheut, verdankten die Engländer doch der Anweſenheit Nelſon's gewiſſe Rückſichten, die man Angehörigen anderer Nationen nicht gewährte.

»Es iſt nicht erlaubt, mit Booten an dem Quai anzulegen,« antwortete der Führer der Patrouille, »und es iſt in dem Hafen Platz genug zum Fiſchen, ohne daß Ihr hierher zu kommen braucht. Entfernt Euch daher, Freund.«

Salvato ließ ein mißlauniges Murren hören, zog ſeine Angelſchnur, an welcher er das Glück hatte einen ziemlich großen Fiſch hängen zu ſehen, aus dem Waſſer und ruderte wieder nach der Goelette zurück.

»Na,« ſagte der Sergeant, indem er ſich wieder zu ſeiner Patrouille zurückverfügte, »da hat er doch einmal etwas Anderes zu eſſen als ſein ewiges Salzfleiſch.«

Dann verſchwand er auf einen Augenblick unter einem Gewölbe, deſſen dunkle Tiefe er unterſuchte, kam dann wieder hervor und ſetzte ſeine Nachtrunde den äußeren Mauern der Feſtung entlang fort.

Was Salvato betraf, ſo hatte er ſich ſchon hinunter in den Raum der Goelette begeben und küßte das mit einem L, einem S und einem F gezeichnete Taſchentuch.

Einer der vier Zipfel war zuſammengebunden. Salvato fühlte ihn raſch an und bemerkte, daß ein Papier darin war.

Auf dieſem Papiere ſtanden die Worte geſchrieben: »Ich habe Dich erkannt, ich ſehe Dich, ich liebe Dich. Dies iſt, ſeitdem ich Dich verlaſſen, mein erſter freudiger Augenblick. Mein Gott, verzeihe mir, weil, wenn ich auf ihn hoffe, ich auf Dich hoffe! Deine Luiſa.«

Salvato ging wieder auf das Deck hinauf. Seine Augen richteten ſich ſofort wieder nach der Oeffnung.

Die weiße Hand war immer noch an dem dunkeln Gitter ſichtbar. Salvato ſchüttelte das Tuch, küßte es und ſein Name ſchlug, von dem Nachthauche getragen, abermals an ſein Ohr.

Da es jedoch in einer ſo hellen Nacht unklug geweſen wäre, einen ſolchen Austauſch von Zeichen länger fortzuſetzen, ſo ſetzte Salvato ſich und verhielt ſich unbeweglich, ſo lange ſein an die Dunkelheit gewöhntes Auge durch das doppelte Gitter hindurch noch die weiße Erſcheinung erſpähen konnte, nach welcher ihn die unkluge Hand nicht mehr leitete.

Einige Augenblicke ſpäter hörte man das Geräuſch eines das Meer ſchlagenden Doppelruders, und man ſah

durch das Labyrinth der den Hafen bedeckenden Fahrzeuge hindurch ein Boot ſich nähern, welches am Fuße der kleinen Treppe der Goelette anlegte.

Es war Giuſeppe Palmieri, welcher an Bord zurückkehrte.

»Ich kann Dir eine fröhliche Mittheilung machen,« rief Salvato auf engliſch, indem er ſich in die Arme ſeines Vaters warf. »Sie iſt da, dort an jenem Fenſter. Dies da iſt ein Tuch uud ein Brief von ihr!«

Giuſeppe Palmieri's Mund umſpielte ein unbeſchreibliches Lächeln und er murmelte:

»O armer Chevalier, Du hatteſt wohl Recht, als Du ſagteſt: Die Jugend iſt vor Gott großer Dinge fähig!«

Dreizehntes Capitel.

Die Geburt eines königlichen Prinzen.

Einige Tage nach den ſo eben erzählten Ereigniſſen befand der König, von ſeinem treuen Anhänger Jupiter begleitet, ſich in den Gärten der Bagaria und an dem nördlichen Abhange der Hügel, welche ſich in einiger Entfernung von dem Strande erheben, auf der Hühnerjagd.

Er hatte die zwei treueſten Begleiter bei dieſer Art Vergnügungen bei ſich, nämlich Sir William Hamilton und den Präſidenten Cardillo, welche beide, wie er, ganz vortreffliche Schützen waren.

Die Jagd war höchſt ergiebig. Es war jetzt die Zeit der Rückkehr der Wachteln.

Die Wachteln ziehen, wie jeder Jäger weiß, jedes

Jahr zweimal. Das erſte Mal, in den Monaten April und Mai, ziehen ſie von Süden nach Norden. Zu dieſer Zeit ſind ſie mager und ohne Geſchmack. Bei dem zweiten Zuge, welcher in den Monaten September und October ſtattfindet, ſind ſie dagegen fett und ſaftig, beſonders in Sicilien, welches auf dem Rückwege nach Afrika ihre erſte Station iſt.

Der König Ferdinand amüſirte ſich alſo — wir wollen nicht ſagen wie ein König, denn wir wiſſen nur zu gut, daß er, obſchon wirklich König, ſich keineswegs immer amüſirt hatte — wohl aber wie ein Jäger, der im Wildpret ſchwimmt.

Er hatte fünfzig Schüſſe gethan und fünfzig Stück erlegt, und er erbot ſich zu wetten, daß er es ſo bis zu hundert bringen würde, ohne eine einzige zu fehlen.

Plötzlich ſah man einen Reiter mit verhängten Zügeln herangeſprengt kommen. Durch die Flintenſchüſſe geleitet hielt er in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten von den Jägern ſein Pferd an, richtete ſich in den Steigbügeln empor, um zu ſehen, welcher von den Dreien der König wäre, und ritt, nachdem er ihn erkannt, gerade auf ihn zu.

Dieſer Reiter war ein Bote, den der Herzog von Calabrien dem König, ſeinem Vater, ſchickte, um ihm zu melden, daß bei der Prinzeſſin die Geburtswehen ſich eingeſtellt hätten, und um ihn zu bitten, den Geſetzen der Etiquette gemäß, der Entbindung beizuwohnen.

»Gut,« ſagte der König. »Die erſten Wehen, ſagſt Du?«

»Ja, Sire.«

»Nun, in dieſem Falle habe ich noch eine oder zwei Stunden vor mir. Iſt Antonio Villari zugegen?«

»Ja, Sire, und noch zwei andere Aerzte.«

»Nun, dann ſiehſt Du ja, daß ich weiter nichts thun kann. Achtung, Jupiter! Ich will noch einige Wachteln ſchießen. Reite nach Palermo zurück und ſage dem Prinzen, daß ich Dir folge.«

Und er ging auf Jupiter zu, welcher, dem Befehl ſeines Herrn folgend, ſo unbeweglich ſtand, als ob er in Stein verwandelt wäre.

Die Wachtel flog auf, der König ſchoß ſie.

»Einundfünfzig, Cardillo,« ſagte er.

»Freilich,« ſagte der Präſident, ärgerlich erſt einunddreißig Stück erlegt zu haben, »mit einem Hund wie der Ihrige iſt es kein Wunder. Ich begreife überhaupt nicht, Majeſtät, warum Sie ſich erſt die Mühe nehmen, Pulver zu verbrennen und Blei umherzuſtreuen. An Ihrer Stelle würde ich das Wild mit der Hand fangen.«

Der Diener, welcher dem König folgte, reichte ihm mittlerweile eine friſchgeladene Flinte.

»Nun,« ſagte der König zu dem Boten, »Du biſt ja immer noch nicht wieder fort!«

»Ich warte, um zu wiſſen, ob Ew. Majeſtät mir nicht noch andere Befehle zu ertheilen haben.«

»Nun, dann ſage meinem Sohn, ich hätte ſoeben meine einundfünfzigſte Wachtel erlegt und Cardillo wäre erſt bei der dreißigſten.«

Der Bote galoppirte davon und die Jagd hatte ihren Fortgang. Binnen einer Stunde erlegte der König fernerweite fünfundzwanzig Stück Wachteln.

Eben vertauſchte er ſein abgeſchoſſenes Gewehr gegen ein friſchgeladenes, als er denſelben Boten wieder herangeſprengt kommen ſah.

»Nun,« rief er ihm entgegen, »Du kommſt wohl, um mir zu ſagen, daß die Herzogin entbunden iſt?«

»Nein, Sire; ich komme im Gegentheil, um Ew. Majeſtät zu melden, daß die Herzogin viel leidet.«

»Aber was will ſie denn, daß ich dabei thue?«

»Ew. Majeſtät wiſſen doch, daß unter ſolchen Umſtänden Ihre Anweſenheit durch das Ceremoniel geboten wird? Es kann ſich ein Unglück ereignen.«

»Was gibt es denn?« fragte der Präſident.

»Weiter nichts, als daß die Sache, wie es ſcheint, nicht von ſelbſt gehen will,« antwortete Ferdinand.

»Dann ſollen wir wohl mitten am Tage die Jagd aufgeben?« fuhr der Präſident fort. »Ew. Majeſtät können natürlich gehen, wenn Sie wollen; ich für meine Perſon aber bleibe und gehe nicht eher nach Hauſe, als bis ich meine hundert Stück erlegt habe.«

»Ha!« ſagte Ferdinand, »da fällt mir etwas ein. Reite raſch nach Palermo zurück und befiehl, daß mit allen Glocken geläutet werde.«

»Und kann ich dann Seiner königlichen Hoheit ſagen —«

»Du kannſt ſagen, daß ich Dir auf dem Fuße folge. Haſt Du unſere Pferde geſehen?«

»Die Pferde ſtehen an dem Gitterthor der Bagaria, Sire.«

»Nun gut, dann beſtelle im Vorüberreiten, daß man ſie hierherbringe.«

Der Bote galoppirte von dannen.

Eine Viertelſtunde ſpäter waren alle Glocken von Palermo in Bewegung.

»Ha!« ſagte der König, »das wird ihr wohlthun.«

Und er ſetzte die Jagd weiter fort, bis er ſeine neunzigſte Wachtel erlegt hatte, ohne eine einzige gefehlt zu haben.

»Wollen Sie wetten, daß ich es ohne einen Fehlſchuß bis auf hundert bringe, Cardillo?«

»Es lohnt nicht der Mühe.«

»Warum nicht?«

»Weil der Bote ſoeben wiederkommt.«

»Zum Teufel!« ſagte der König. »Achtung, Jupiter! Ich kann doch mittlerweile noch die einundneunzigſte ſchießen.«

Die Wachtel flog auf, der König erlegte ſie. Als er ſich herumdrehte, war der Bote dicht neben ihm.

»Nun,« fragte Ferdinand, »haben die Glocken Linderung gebracht?«

»Nein, Sire, die Aerzte hegen Befürchtungen.«

»Die Aerzte hegen Befürchtungen!« wiederholte Ferdinand, indem er ſich hinter dem Ohr kratzte. »Dann iſt die Sache alſo ernſt?«

»Ja, ſehr ernſt, Sire.«

»In dieſem Falle ſtelle man das heilige Sacrament aus.«

»Sire, ich muß mir erlauben, Ew. Majeſtät bemerklich zu machen, daß die Aerzte ſagen, Ihre Gegenwart ſei dringend nothwendig.«

»Dringend nothwendig,« wiederholte Ferdinand un-

geduldig. »Ich kann doch auch nicht mehr dabei thun als der liebe Gott!«

»Ihr Pferd iſt da, Majeſtät.«

»Ich ſeh' es wohl. Geh' nur, geh', mein Junge, und wenn das heilige Sacrament nichts hilft, ſo werde ich ſelbſt kommen.«

Dann ſetzte er in gedämpftem Tone hinzu:

»Wohlverſtanden, ſobald ich erſt meine hundert Wachteln erlegt habe.«

Nach Verlauf einer Viertelſtunde hatte der König ſeine hundert Wachteln erlegt. Sir William war ihm dicht auf dem Fuße gefolgt und hatte ſiebenundachtzig geſchoſſen. Der Präſident Cardillo war hinter Sir William um zehn und hinter dem König um dreiundzwanzig zurück. Auch er war höchſt wüthend darüber.

Die Glocken fuhren mittlerweile immer fort zu läuten, und dies bewies, daß es noch nichts Neues gab.

»Alla malora!« ſagte der König mit einem Seufzer; »wie es ſcheint, hat die Prinzeſſin ſich in den Kopf geſetzt, nicht eher fertig zu werden, als bis ich zur Stelle bin. Gehen wir denn. Man hat wohl Recht, wenn man ſagt: Des Weibes Wille iſt Gottes Wille!«

Dann ſchwang er ſich auf's Pferd und ſagte zu den beiden anderen Jägern:

»Ich ſtelle Euch frei, es noch bis auf hundert zu bringen. Ich meinerſeits kehre nach Palermo zurück.«

»In dieſem Falle,« ſagte Sir William, »folge ich Ew. Majeſtät. Mein Amt legt mir die Verpflichtung auf, Sie in einem ſolchen Augenblick nicht zu verlaſſen.«

»Es iſt gut; gehen Sie,« ſagte Cardillo, »ich für meine Perſon bleibe.«

Der König und Sir William ſetzten ihre Pferde in Galopp.

In dem Augenblick, wo ſie die Stadt erreichten, hörte das Glockengeläute auf.

»Aha,« ſagte der König, wie es ſcheint, iſt die Sache vorbei. Es bleibt uns nur noch übrig zu erfahren, ob es ein Knabe oder ein Mädchen iſt.«

Man kam an einer Kirche vorüber. Alle Kerzen waren angezündet, das heilige Sacrament war auf dem Altare ausgeſtellt und die Kirche mit Betenden angefüllt.

Man hörte das Knallen der Petarden und man ſah, wie die Luft von Raketen durchfurcht ward.

»Nun,« ſagte der König, »das iſt von guter Vorbedeutung.«

Gleich darauf ſah er denſelben Boten von Weitem geſprengt kommen. Der Bote ſchwenkte den Hut in der Luft und rief: »Es lebe der König!« Eine Menge Menſchen rannten hinter ihm her oder liefen ihm voran. Es war ein Wunder, daß er Niemanden über den Haufen ritt.

Sobald er den König von Weitem erblickte, rief er: »Ein Prinz! ein Prinz!«

»Na,« ſagte der König zu Sir William, »wenn ich dageweſen wäre, ſo hätte ich auch nicht mehr thun können.«

Das Geſchrei des Volkes verkündete die Ankunft Ferdinands im Palaſt.

Alles ſchwamm in Freude und Jubel und der König ward mit der größten Ungeduld erwartet.

Der Herzog und die Herzogin von Calabrien hatten

ſich Luiſa's Sache ſehr zu Herzen genommen, nicht um ihrer ſelbſt willen, denn ſie kannten ſie kaum perſönlich, ſondern um ihres Ehegatten willen.

Der arme Chevalier lag mehr todt als lebendig und in größerer Aufregung, als wenn über ſein eigenes Schickſal entſchieden werden ſollte, in einem an das Schlafzimmer anſtoßenden Cabinet auf den Knien und betete.

Er kannte nämlich die Königin, und wußte, daß viel zu fürchten, aber wenig zu hoffen ſtand.

Die junge Mutter lag in ihrem Bett. Sie ſelbſt hegte keinen Zweifel. Wer hätte wohl dem ſchönen Kinde etwas abſchlagen können, welches ſie mit ſo vielen Schmerzen ſoeben zur Welt geboren? Es wäre dies ja geradezu eine Ruchloſigkeit geweſen.

Sollte dieſer Prinz nicht einmal König werden? Und war es daher nicht von glücklicher Vorbedeutung, wenn er durch das Thor der Milde und das Wort »Gnade« ſtammelnd in das Leben eintrat?

Man hatte, da ſein Großvater im Augenblick der Geburt noch nicht da war, Zeit gehabt, ihn Toilette machen zu laſſen und ihm ein prachtvolles Spitzengewand anzulegen.

Er hatte das blonde Haar der öſterreichiſchen Prinzen, blaue verwunderte Augen, welche ſich umſchauten, ohne zu ſehen, und eine Haut, welche friſch war wie eine Roſe und weiß wie Atlas.

Die Mutter hatte ihn neben ſich liegen und ward nicht müde, ihn zu küſſen. Sie hatte in die Falten des Gewandes, welches ſeine königlichen Windeln bedeckte, die Bittſchrift der unglücklichen Luiſa San Felice geſteckt.

Von der Straße herauf hörte man den immer näherkommenden Ruf: »Es lebe der König!«

Der Kronprinz ward bleich. Ihm, der vor ſeinem Vater ſtets ſo furchtſam war, kam es vor, als ſtünde er im Begriff ein Majeſtätsverbrechen zu begehen.

Die Prinzeſſin war muthiger als er.

»O Franz,« ſagte ſie, »wir können doch dieſe arme Frau nicht verlaſſen.«

Der Chevalier, welcher dieſe Worte hörte, öffnete die Thür des Alcovens und ſteckte ſein bleiches, verſtörtes Geſicht herein.

»O mein Prinz!« ſagte er im Tone des Vorwurfes.

»Ich habe verſprochen, ich werde mein Wort halten,« ſagte der Kronprinz. »Ich hörte die Tritte des Königs. Laß Dich nicht ſehen, denn dann wäre Alles verloren.«

Der Chevalier ſchloß die Thür des Cabinets wieder in dem Augenblick, wo der König die des Schlafzimmers öffnete.

»Nun,« ſagte er eintretend, »es iſt alſo Alles vorbei, und zwar, Gott ſei Dank! glücklich. Ich wünſche Dir Glück dazu, Franz.«

»Und mir, Sire?« fragte die Wöchnerin.

»Ihnen werde ich meinen Glückwunſch darbringen, ſobald ich das Kind geſehen habe.«

»Sire,« ſagte die Prinzeſſin, »Sie wiſſen, daß mir, weil ich dem Königreich einen Erben geſchenkt, das Recht zuſteht, mir drei Gnadenacte auszubitten.«

»Und man wird ſie Ihnen gewähren, wenn es ein ſchöner Knabe iſt.«

»O, Sire, es iſt ein Engel!«

Und ſie ergriff das neben ihr liegende Kind und hielt es dem König hin.

»Ah, meiner Treu,« ſagte der König, indem er es bei den Händen faßte, »ich hätte es auch nicht beſſer gemacht, obſchon ich mir einbilde, auf dieſem Gebiet etwas zu leiſten.«

Es trat ein Augenblick des Schweigens ein. Jeder Athemzug ſtockte, Aller Herzen hörten auf zu ſchlagen. Man wartete, daß der König die Bittſchrift ſehe.

»O!« rief er plötzlich, »was hat das Bürſchchen denn da unter dem Arme?«

»Sire,« ſagte Marie Clementine, »anſtatt der drei Gnadenbeweiſe, welche man gewöhnlich der Kronprinzeſſin gewährt, die der Krone einen Erben ſchenkt, verlange ich nur einen.«

Die Stimme der Prinzeſſin war, indem ſie dieſe Worte ſprach, ſo zitternd, daß der König ſie überraſcht anſah.

»Zum Teufel, liebe Tochter,« ſagte der König, »wie es ſcheint, iſt das, was Du wünſcheſt, nichts Geringes.«

Und indem er den Knaben in ſeinen gebogenen linken Arm legte, ergriff er mit der rechten Hand das Papier und faltete es langſam auseinander, indem er den Prinzen Franz, welcher bleich ward, und die Prinzeſſin Marie Clementine anſah, welche ſich auf ihr Kopfkiſſen zurückſinken ließ.

Der König fing an zu leſen; gleich bei den erſten Worten aber runzelte er die Stirn und der Ausdruck ſeines Geſichtes ward finſter und unfreundlich.

»O,« ſagte er, ehe er noch das Blatt umgewendet

hatte, »wenn es dies iſt, was Ihr von mir erbitten wollt, mein Herr Sohn und meine Frau Schwiegertochter, ſo habt Ihr Euch vergeblich bemüht. Dieſe Frau iſt verurtheilt, dieſe Frau wird ſterben.«

»Sire!« ſtammelte der Prinz.

»Und wenn Gott ſelbſt ſie retten wollte,« ſagte der König, »ſo würde ich den Kampf gegen Gott beginnen.«

»Sire, im Namen dieſes Kindes!« flehte die Prinzeſſin.

»Da hier!« rief der König, »nehmen Sie es wieder, Ihr Kind. Da haben Sie es, ich gebe es Ihnen zurück.«

Und nachdem er den Neugebornen mit heftiger Geberde auf das Bett zurückgeworfen, verließ er das Zimmer mit dem wiederholten Rufe:

»Nimmermehr! nimmermehr!«

Die Prinzeſſin Marie Clementine ächzte und ſchloß ihr weinendes Kind in ihre Arme.

»Armes unſchuldiges Weſen!« ſagte ſie. »Dies wird Dir Unglück bringen.«

Der Prinz ſank in einen Lehnſtuhl und war nicht im Stande, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Der Chevalier ſtieß die Thür des Cabinets auf und kam bleicher als ein Todter, um die Bittſchrift aufzuheben, die auf den Boden gefallen war.

»O mein Freund!« ſagte der Prinz, indem er ihm die Hand bot, »Du ſiehſt, an uns liegt die Schuld nicht.«

Der Chevalier aber verließ, ohne, wie es ſchien, den Prinzen zu ſehen oder zu hören, das Zimmer, während er die Bittſchrift zerriß und vor ſich hin murmelte:

»Dieſer König iſt ein Ungeheuer!«

*

Vierzehntes Capitel.

Tonino Monti.

In demſelben Augenblick, wo der König wüthend aus dem Zimmer der Kronprinzeſſin hinausſtürzte, und der Chevalier San Felice ihm, die Bittſchrift zerreißend, folgte, beſprach ſich der Capitän Skinner in ſeiner Cajüte mit einem großen ſchönen jungen Burſchen von fünfundzwanzig Jahren, welcher ihm ſeine Dienſte als Matroſe angeboten, über die Höhe des zu bewilligenden Lohnes.

Wenn wir ſagen angeboten, ſo iſt dies eigentlich nicht der ganz richtige Ausdruck.

Am Abend vorher hatte nämlich einer von Skinner's beſten Matroſen, welcher an Bord den Poſten eines Hochbootsmannes bekleidete, und in Palermo geboren war, nachdem ihn der Capitän beauftragt, zur Verſtärkung der Mannſchaft einige Leute anzuwerben, an der Thür des Hauſes Nr. 7 in der Strada della Salute einen ſchönen jungen Mann geſehen, der eine Fiſchermütze auf dem Kopfe trug, und ſeine Hoſen bis über das Knie hinaufgeſtreift hatte, ſo daß ein kräftiges und zugleich ſchöngeformtes Bein ſichtbar war.

Der Hochbootsmann war einen Augenblick vor dem jungen Mann ſtehen geblieben und hatte ihn mit einer Aufmerkſamkeit und Hartnäckigkeit betrachtet, welche Letzteren bewogen, in ſiciliſchem Dialect die Frage auszuſprechen:

»Was willſt Du von mir?«

»Nichts,« antwortete der Hochbootsmann in demſel-

den Dialect. »Ich ſehe Dich an und ich ſage Dir, daß es eine Schande iſt.«

»Was iſt denn eine Schande?«

»Daß ein großer, ſtarker Kerl wie Du, der einen ſo ſchönen Matroſen machen würde, beſtimmt iſt, einen ſo ſchlechten Schließer abzugeben.«

»Wer hat Dir denn das geſagt?« fragte der junge Mann.

»Das kann Dir gleich ſein, ſobald ich es nur weiß.«

Der junge Mann zuckte die Achſeln.

»Was willſt Du?« ſagte er. »Das Fiſcherhandwerk nährt ſeinen Mann nicht, das Schließerhandwerk aber bringt täglich zwei Carlini ein.«

»Was! Zwei Carlini täglich,« ſagte der Hochbootsmann, indem er mit den Fingern knippte. »Ein ſchöner Lohn für ein ſo trauriges Handwerk! Ich bin an Bord eines Schiffes, wo die Schiffsjungen zwei Carlini, die Recruten vier und die ausgelernten Matroſen acht Carlini bekommen.«

»Wie? Du verdienſt acht Carlini täglich?« fragte der junge Fiſcher.

»Ich? O, ich verdiene deren zwölf. Ich bin Hochbootsmann.«

»Zum Teufel!« ſagte der Fiſcher, »was für Geſchäfte treibt denn dein Capitän, daß er ſeinen Leuten ſolche Löhne zahlen kann?«

»Mein Capitän treibt gar keine Geſchäfte, er fährt ſpazieren.«

»Dann iſt er wohl reich?«

»O, er iſt Millionär.«

»Das iſt eine ſchöne Profeſſion und noch beſſer als die eines Matroſen für acht Carlini.«

»Die aber immer noch beſſer iſt als die eines Schließers für zwei Carlini.«

»Das iſt wohl wahr, mein Vater hat es ſich aber einmal in den Kopf geſetzt, daß ich Schließer werden müſſe, um einmal ſein Nachfolger als Oberaufſeher werden zu können.«

»Was bringt ihm denn dieſes Amt ein?«

»Sechs Carlini täglich.«

Der Hochbootsmann fing an zu lachen.

»In der That,« ſagte er, »das iſt eine glänzende Zukunft. Und dein Entſchluß ſteht feſt?«

»Ach, Luſt habe ich freilich durchaus nicht dazu, aber,« ſetzte er mit der Sorgloſigkeit der Südländer hinzu, »etwas muß ich doch machen.«

»Es iſt aber nicht ſonderlich amüſant, des Nachts aufzuſtehen, die Runde durch die Corridors zu machen, in die Gefängniſſe zu gehen und unglückliche weinende Gefangene zu ſehen.«

»O, daran gewöhnt man ſich ſchon. Gibt es nicht überall Leute, welche weinen?«

»Ah, ich ſehe ſchon, wie die Sache ſteht,« ſagte der Hochbootsmann. »Du biſt verliebt und willſt deshalb aus Palermo nicht fort.«

»Verliebt? ich habe in meinem Leben zweimal geliebt. Die eine Geliebte ward mir um eines engliſchen Officiers, die andere um eines Canonicus der heiligen Roſalia willen untreu.«

»Dann biſt Du alſo frei wie die Luft?«

»Ja, ich bin frei wie die Luft. Wenn Du mir einen guten Poſten anzubieten haſt, ſo mache mir deine Offerte, denn zum Schließer bin ich noch nicht ernannt, obſchon ich ſeit drei Jahren darauf warte.«

»Einen guten Poſten? ich habe keinen andern anzubieten, als den eines Matroſen an Bord meines Schiffes.«

»Und wie heißt dein Schiff?«

»Der Renner.«

»Ah, dann gehörſt Du alſo zu der amerikaniſchen Mannſchaft?«

»Nun, haſt Du etwas gegen die Amerikaner?«

»Es ſind Ketzer.«

»Mein Capitän iſt ein ſo guter Katholik wie Du und ich.«

»Und Du machſt Dich verbindlich mir Aufnahme an Bord deines Schiffes zu verſchaffen?«

»Ich werde mit dem Capitän darüber ſprechen.«

»Und ich werde acht Carlini täglich bekommen wie die Andern?«

»Ja wohl.«

»Muß man für ſeine Beköſtigung ſelbſt ſorgen, oder bekommt man dieſelbe?«

»Man bekommt dieſelbe.«

»Iſt ſie auch gut und reichlich?«

»Früh ſetzt es Kaffee und ein kleines Glas Rum, Mittags Suppe, ein Stück Rinder- und Hammelbraten und Fiſch, wenn man gerade welchen gefangen hat, und Abends Maccaroni.«

»Da möchte ich es einmal verſuchen.«

»Das kommt blos auf Dich an. Jetzt iſt es halb

zwölf Uhr, um zwölf Uhr wird zu Mittag gegeſſen. Ich lade Dich hiemit dazu ein.«

»Aber der Capitän?«

»Der Capitän? Glaubſt Du, der werde auf Dich achten?«

»Nun, wenn es geht, ſo nehme ich die Einladung an,« antwortete der junge Mann. »Ich hatte ohnehin weiter nichts zum Mittageſſen als ein Stück Baccala.«

»Pfui Spiner!« ſagte der Hochbootsmann. »Wir haben einen Hund an Bord, aber ſo etwas fräße dieſer nicht.«

»Madonna,« ſagte der junge Mann, »dann gibt es viele Chriſten, welche nichts Beſſeres wünſchen würden, als Hunde an Bord deines Schiffes zu ſein.«

Und indem er ſeinen Arm in den des Hochbootsmannes ſchob, ging er mit ihm den Quai entlang bis zur Marina.

An der Marina lag dicht am Ausladungsplatz ein Boot am Strande. Es war von einem einzigen Matroſen bewacht, der Hochbootsmann ließ aber ſeine Pfeife ertönen und ſogleich kamen drei andere Matroſen herbeigeeilt und ſprangen in das Boot, in welches der Hochbootsmann und der junge Fiſcher dann ebenfalls hineinſtiegen.

»Nach dem »Renner« und raſch!« rief in ſchlechtem Engliſch der Hochbootsmann, indem er am Steuerruder Platz nahm.

Die Matroſen griffen zu den Rudern und das leichte Fahrzeug glitt über das Waſſer hin.

Zehn Minuten ſpäter legte es an der Backbordtreppe des »Renner« an.

Der Hochbootsmann hatte die Wahrheit geſagt. Weder der Capitän noch ſein Lieutenant ſchienen die Ankunft eines Fremden an Bord zu bemerken.

Man ſetzte ſich zu Tiſch und da der Fiſchfang gut geweſen war und einer der Matroſen, ein geborner Provençale, eine ſogenannte Bouillabaiſſe bereitet hatte, ſo war die Mahlzeit noch viel beſſer, als der Hochbootsmann geſagt hatte.

Wir müſſen geſtehen, daß die drei Schüſſeln, welche aufeinanderfolgten, mittelſt einer halben Flaſche calabreſiſchen Weines benetzt, auf die Laune des Eingeladenen eine ſehr günſtige Wirkung hervorzubringen ſchienen.

Beim Deſſert erſchien der Capitän auf dem Roß und lenkte, hin und herſpazierend, ſeine Schritte endlich nach dem Vordertheil des kleinen Schiffes.

Bei der Annäherung des Capitäns erhoben ſich die Matroſen, und als der Capitän ihnen mit der Hand winkte, ſich wieder zu ſetzen, ſagte der Hochbootsmann:

»Ich bitte um Entſchuldigung, Herr Capitän; ich habe eine Bitte an Sie.«

»Und was willſt Du?« fragte der Capitän Skinner, lachend. »Sprich, mein wackerer Giovanni.«

»Es iſt nicht für mich, Capitän, ſondern für einen meiner Landsleute, mit dem ich in den Straßen von Palermo zuſammentraf und den ich eingeladen habe, mit uns zu ſpeiſen.«

»Ah ſo! Wo iſt er denn dieſer Landsmann von Dir?«

»Hier iſt er, Herr Capitän.«

»Und was begehrt er?«

»Eine große Gunſt, Herr Capitän.«

»Welche denn?«

»Er wünſcht auf Ihre Geſundheit zu trinken.«

»Das will ich ihm gern geſtatten,« ſagte der Capitän. »Ich werde ja ſelbſt den Nutzen davon haben.«

»Der Capitän ſoll leben — hoch! hoch!« riefen die Matroſen wie aus einem Munde.

Skinner verneigte ſich dankend.

»Und wie heißt dein Landsmann?« fragte er dann.

»Ach, meiner Treu,« ſagte Giovanni, »das weiß ich ſelbſt nicht.«

»Ich heiße Ihr Diener, Excellenz,« antwortete der junge Mann, »und wünſchte ſehr von Ihnen die Antwort zu hören, daß Sie mein Herr heißen.«

»Ah, Du biſt, wie es ſcheint, nicht ohne Witz, mein Junge.«

»Glauben Sie, Excellenz?«

»Ich bin deſſen überzeugt.«

»Meine Mutter ſagte es auch, als ich noch ganz klein war, ſeitdem aber hat Niemand wieder etwas davon bemerkt.«

»Aber Du haſt doch auch noch einen andern Namen als den meines Dieners?«

»Ich habe deren noch zwei, Excellenz.«

»Und was für welche?«

»Tonino Monti.«

»Warte einmal, warte einmal,« ſagte der Capitän, als ob er ſich auf etwas zu beſinnen ſuchte. »Es iſt mir, als kennte ich Dich.«

Der junge Mann ſchüttelte zweifelhaft den Kopf.

»Das ſollte mich ſehr wundern,« ſagte er.

»O ja, ich beſinne mich — ja, richtig, ſo war es.

Biſt Du nicht der Sohn des Oberaufſehers im Fort Caſtellamare?«

»Allerdings bin ich das. Sie müſſen ein Hexenmeiſter ſein, daß Sie ſo etwas zu errathen wiſſen.«

»Ein Hexenmeiſter bin ich nicht, wohl aber der Freund eines Mannes, welcher Dir den Poſten eines Schließers zu verſchaffen bemüht iſt, mit einem Worte, ich bin der Freund des Chevalier San Felice.«

»Aber wird dieſer mir auch den gewünſchten Poſten verſchaffen können?«

»Warum ſollte er ihn Dir nicht verſchaffen können? Der Chevalier iſt ja nicht blos der Bibliothekar, ſondern auch der Freund des Herzogs von Calabrien.«

»Ja, aber er iſt auch der Ehemann der Gefangenen, welche der König ſo ſtreng beaufſichtigen läßt und welche nur aus Gnade noch lebt. Beſäße der Chevalier irgend welchen Einfluß, ſo würde er zunächſt das Leben ſeiner Gattin zu retten ſuchen.«

»Eben weil man ihm eine große Gunſt verweigert hat oder wahrſcheinlich verweigern wird, wird man gern bereit ſein, ihm eine kleine zu gewähren.«

»Gott möge mir ſo gnädig ſein, ihn nicht zu erhören.«

»Warum nicht?«

»Weil es mir viel beſſer zuſagen würde, Ihnen zu dienen, Herr Capitän, als dem König Ferdinand.«

»Aber,« entgegnete der Capitän Skinner lachend, »ich möchte ihm nicht gern Concurrenz machen.«

»O, Sie werden ihm keine Concurrenz machen, Herr Capitän. Ich gebe meine Entlaſſung, ehe ich noch die Anſtellung habe.«

»Ach, Herr Capitän,« ſagte Giovanni, »nehmen Sie das Anerbieten an. Tonino iſt ein wackerer Junge. Von Kindheit an Fiſcher, wird er ein ganz vortrefflicher Seemann werden. Ich bürge für ihn und wir werden uns Alle freuen, ihn in das Regiſter der Mannſchaft eingetragen zu ſehen.«

»Ja! ja!« riefen alle Matroſen.

»Herr Capitän,« ſagte Tonino, die Hand auf's Herz legend, »bei der Treue eines Siciliers verſpreche ich Ihnen, wenn Sie mir meine Bitte gewähren, ſo ſollen Sie zufrieden mit mir ſein.«

»Höre, mein Freund,« antwortete der Capitän, »ich bin mit deinem Anerbieten gern einverſtanden, denn Du ſcheinſt mir ein wackerer Junge zu ſein. Ich will aber nicht, daß man ſagt, ich wäre ein Werber oder Seelenverkäufer und hätte Dich angeworben, während Du betrunken geweſen wäreſt. Amüſire Dich daher jetzt mit deinen Cameraden, ſo lange Du Luſt haſt, kehre aber heute Abend noch einmal nach Hauſe zurück. Ueberlege Dir deinen Entſchluß die ganze Nacht und morgen den ganzen Tag, und wenn Du dann morgen Abend noch immer auf deiner Abſicht beharrſt, ſo komme wieder und wir wollen den Handel abſchließen.«

»Es lebe der Capitän!« rief Tonino.

»Es lebe der Capitän!« rief die ganze Mannſchaft.

»Hier ſind vier Piaſter,« ſagte Skinner. »Geht an's Land, vertrinkt ſie, verſchmauſt ſie — dies geht mich weiter nichts an. Heute Abend aber ſeid Alle wieder da und laßt mich keine Spur von dem Weine ſehen, den Ihr getrunken haben werdet. Jetzt geht.«

»Aber die Goelette, die Goelette, Herr Capitän?« fragte Giovanni.

»Laß zwei Mann an Bord.«

»Es wird aber Niemand dableiben wollen.«

»Laß loſen, und jeder der beiden ſoll als Entſchädigung einen Piaſter bekommen.«

Man looſte und die beiden Matroſen, welche das Loos traf, erhielten jeder einen Piaſter.

Abends neun Uhr waren Alle wieder zurück und wie der Capitän empfohlen, heiter, aber weiter nichts.

Der Capitän ließ, wie er alle Abende zu thun gewohnt war, ſeine Leute die Muſterung paſſiren und forderte dann Giovanni, aber dieſen allein, durch eine Geberde auf, ihm in einer Weile in ſeine Cajüte zu folgen.

Zehn Minuten ſpäter lag mit Ausnahme der Matroſen von der erſten Nachtwache an Bord Alles im Schlafe.

Giovanni ſchlich ſich in die Cajüte des Capitäns, der ihn mit ſeinem Lieutenant erwartete. Beide ſchienen ſeiner mit Ungeduld zu harren.

»Nun?« fragte Skinner.

»Nun, er iſt unſer, Herr Capitän.«

»Biſt Du deſſen ſicher?«

»So ſicher, als ob ich ihn ſchon in das Regiſter eingeſchrieben ſähe.«

»Und Du glaubſt, daß er morgen —«

»Morgen Abend ſechs Uhr hat er unterzeichnet, ſo wahr ich Giovanni Capriolo heiße.«

»Das gebe Gott!« murmelte der Lieutenant. »Damit wäre unſere Aufgabe ſchon zur Hälfte gelöſt.«

Und in der That ging am nächſtfolgenden Tage, wie

Giovanni verſprochen und wie wir zu Anfange dieſes Capitels bereits erwähnt, Tonino Monti, nachdem man ſich über den Lohn geeinigt und auf ſeinen in dem Contracte ausdrücklich erwähnten Wunſch, auf drei Jahre als Matroſe an Bord des »Renners« und erhielt drei Monate Lohn voraus, während er ſich zugleich für den Fall, daß er ſein Wort bräche, der ganzen Strenge der Geſetze unterwarf.

Fünfzehntes Capitel.

Der Oberaufſeher.

In dem Augenblick, wo der Neuangeworbene allerdings mit einiger Schwierigkeit, aber doch wenigſtens leſerlich ſeinen Namen unter den Contract ſchrieb, trat ein Matroſe in die Cajüte und brachte ein Couvert, welches Papiere enthielt, die ein Bote im Auftrage des Chevalier San Felice mit der ausdrücklichen Beſtimmung überbracht, daß dieſelben nur dem Capitän Skinner ſelbſt eingehändigt werden ſollten.

Schon ſeit Mittag hatte ſich in Palermo das Gerücht verbreitet, daß bei der Herzogin von Calabrien ſich die Geburtswehen eingeſtellt hätten. Die Beſitzer der Goelette hatten an dieſem Ereigniſſe ein zu großes Intereſſe, als daß ſie nicht mit zuerſt davon unterrichtet geweſen wären. Dann hatte das Glockengeläute und hierauf die Ausſtellung des heiligen Sacramentes ihnen die Befürchtungen des Hofes verkündet, bis endlich das Knallen der Kanonenſchläge, die Raketen und die Illuminationen ſie von dem glücklichen

Ausgange unterrichtet hatten, an welchem ſie ein ſo lebhaftes Intereſſe nahmen, weil das Leben der Gefangenen gewiſſermaßen davon abhing.

Der Capitän Skinner begriff daher ſofort, daß das ihm eingehändigte Couvert die Entſcheidung des Königs enthielte, möchte dieſelbe nun ausgefallen ſein, wie ſie wollte.

Er winkte Salvato, der noch einen Blick auf den Contract warf, zu Tonino ſagte, es ſei Alles ſo gut, dann den Contract ergriff und denſelben in die Taſche ſteckte.

Tonino, der nicht wenig erfreut war, nun in aller Form der Mannſchaft des »Renner« anzugehören, ging wieder auf das Deck hinauf.

Salvato und ſein Vater beeilten, ſobald ſie allein waren, ſich, das Siegel zu erbrechen.

Das Couvert enthielt die in acht oder zehn Fetzen zerriſſene Bittſchrift Luiſa's.

Man weiß, welche Bedeutung dieſe Antwort hatte. Dieſelbe ſagte ſo klar wie mit Worten: »Der König iſt unerbittlich geweſen.«

Außer dieſen Fetzen enthielt das Couvert aber auch noch zwei andere Papiere, welche unverſehrt waren. Das erſte, welches Salvato öffnete, war von der Hand des Chevaliers geſchrieben.

Es enthielt folgende Worte:

»Eben ſtand ich im Begriff Ihnen die beifolgenden Papierfetzen ohne weitere Erläuterung zuzuſenden — denn unſerer Verabredung gemäß bedeuten ſie, daß die Bemühungen der Prinzeſſin erfolglos geweſen ſind und daß von unſerer Seite nichts mehr zu hoffen iſt — als ich von dem Polizeidirector die von mir erbetene Ernennung des Tonino

Monti zum Poſten eines Unterſchließers erhielt. Gibt vielleicht dieſe Ernennung ein Rettungsmittel an die Hand? Ich weiß es nicht und verſuche nicht einmal es zu ergründen, ſo wirr iſt es mir im Kopfe. Sie aber, Sie ſind Männer, welche Erfindungsgabe und Gewandtheit beſitzen. Sie haben die Mittel zur Flucht, welche mir fehlen, Ihnen ſtehen Leute zu Gebote, die ich nicht habe und die ich auch nicht aufzutreiben wüßte. Suchen Sie, erfinden Sie, greifen Sie, wenn es ſein muß, zum Wahnſinnigen, zum Unmöglichen, aber retten Sie nur Luiſa.

»Ich für meine Perſon kann die Arme nur beweinen.

»Das Anſtellungspatent für Tonino Monti liegt hier bei.«

Dieſe Mittheilung war eine furchtbare, aber weder Salvato noch ſein Vater hatten jemals auf die königliche Milde gerechnet, und die Enttäuſchung von dieſer Seite war daher weit entfernt, auf die Beiden die Wirkung hervorzubringen, welche ſie auf den Chevalier San Felice geäußert hatte.

Die beiden Männer ſahen einander mit Wehmuth an, aber nicht mit Verzweiflung, ja noch mehr, es erſchien ihnen, als ob dieſe Ernennung Tonino's Monti ein Erſatz für die Niederlage wäre, welche ihnen durch die zerriſſene Bittſchrift verkündet ward.

Sie hatten, wie man geſehen, ſich ebenfalls auf dieſen Ausgang gefaßt gemacht und, indem ſie ſich Tonino's auf's Gerathewohl hin bemächtigten, demzufolge ihre Maßregeln getroffen.

Ihr Plan an und für ſich war noch ſehr unbeſtimmt, oder vielmehr ſie hatten noch gar keinen Plan. Sie ſtanden

da mit wachſamen Blick, lauſchendem Ohr und ausgeſtrecktem Arm, bereit, die Gelegenheit zu ergreifen, wenn dieſelbe ſich darböte. Es kam ihnen vor, als ſähen ſie in Tonino's Anwerbung einen Lichtſchimmer, und dieſer Lichtſchimmer ward durch die Ernennung des jungen Burſchen zum Schließer noch heller.

Von dieſem Lichtſchimmer geleitet ſtanden ſie jetzt im Begriff, ihrem ſeither flüchtig und ungreifbar geweſenen Traum eine feſte Geſtaltung zu geben.

Es war ſieben Uhr Abends. Um acht ſchienen ſie einen Entſchluß gefaßt zu haben, denn die Mannſchaft ward benachrichtigt, daß man im Laufe des nächſtfolgenden Nachmittags den Anker lichten werde.

Tonino erhielt Erlaubniß, noch denſelben Abend oder den nächſtfolgenden Tag ans Land zu gehen, um von ſeinem Vater Abſchied zu nehmen. Er erklärte jedoch, er fürchte den Zorn des Alten ſo ſehr, daß er, weit entfernt, Abſchied von ihm nehmen zu wollen, ſich, wenn er ihn etwa auf das Schiff zukommen ſähe, in den unterſten Raum verkriechen würde.

Wie es ſchien, konnte Salvato und ſein Vater ſich nichts Beſſeres wünſchen als dieſe Furcht, die Tonino vor ſeinem Vater hatte, und ſie wechſelten eine Geberde der Befriedigung.

Wir werden nun die Ereigniſſe erzählen, ſo wie dieſelben geſchahen, ohne zu verſuchen, ihnen eine andere Erklärung als die der Thatſachen zu geben.

Am nächſtfolgenden Tage gegen fünf Uhr Abends begann bei bewölktem äußeren Himmel die Goelette ihre Anſtalten zum Lichten des Ankers zu treffen.

Während dieſer Operation brach, ſei es nun in Folge der Ungeſchicklichkeit der Mannſchaft, ſei es in Folge einer mangelhaften Beſchaffenheit der Kette, ein Ring in derſelben und der Anker blieb im Grunde ſtecken.

Dieſer Unfall ereignet ſich nicht ſelten, und wenn der Anker nicht allzutief ſteckt, ſo gehen Taucher auf den Grund hinab, um ihn herauf zu befördern.

Trotz dieſes mit dem Anker geſchehenen Unfalls fuhr man jedoch fort, das Schiff zum Abſegeln fertig zu machen. Nun ward verabredet, daß, da der Anker nur drei Klafter tief ſtak, ein Boot mit acht Mann und dem Hochbootsmann Giovanni, um den Anker herauszufiſchen, zurückbleiben und die Goelette am Eingange des Hafens kreuzend das Boot erwarten ſollte. Um ſich in einer mondloſen Nacht ſichtbar zu machen, ſollte ſie drei Feuer von verſchiedenen Farben tragen.

Gegen acht Uhr Abends ſteuerte die Goelette zwiſchen den in dem Hafen liegenden ſie umgebenden Fahrzeugen hindurch und begann an der verabredeten Stelle zu laviren, während die acht Matroſen, deren man zum Hinausſegeln aus dem Hafen bedurft hatte, mit dem Boote zurückruderten, um den Anker wieder aufzufiſchen.

Zu derſelben Stunde trat der Oberaufſeher des Fortes Caſtellamare, Ricciardo Monti, in das Zimmer des Gouverneurs und meldete, er habe ſoeben einen Brief von ſeinem Sohn erhalten, der ihm melde, daß er zu ſeiner herzlichen Freude zum Unterſchließer ernannt worden und daß er zwiſchen neun und zehn Uhr mit ſeinem Vater zuſammentreffen wolle, weil er vorher noch einigen Formalitäten auf der Polizei zu genügen habe.

Dieſen Brief hatte Tonino ohne Zweifel auf den Rath eines Cameraden geſchrieben, um die Aufmerkſamkeit ſeines Vaters von dem Abgang der Goelette abzulenken, wo er ſagen hören konnte, daß ſein Sohn angeworben ſei.

Als Stelldichein war dem alten Monti eines der kleinen Wirthshäuſer an der Piazza Marina bezeichnet worden. Ohne Mißtrauen trat er hinein und fragte nach Tonino Monti. Man bezeichnete ihm einen Corridor, der nach einem Zimmer führte, in welchem, wie man ihm ſagte, ſein Sohn mit drei oder vier Cameraden bei der Flaſche ſäße.

Kaum war er aber in dieſes Zimmer, in welchem er mit den Augen vergebens den ſuchte, der ihn hierherbeſtellt, eingetreten, ſo ward er von vier Männern ergriffen, gebunden, geknebelt und auf ein Bett geworfen, indem man ihm jedoch zugleich verſicherte, daß er den nächſtfolgenden Morgen wieder in Freiheit geſetzt werden und daß ihm kein Leides widerfahren würde, wenn er nicht etwa zu entwiſchen ſuchte.

Die einzige Thätlichkeit, welche man ihm zufügte und welche die Anwendung von Gewalt und beſonders von Drohungen nothwendig machte, beſtand darin, daß man ihm den Schlüſſelbund abnahm, welchen er am Gürtel trug und mit deſſen Hilfe er in die Zellen der Gefangenen gelangte.

Dieſer Schlüſſelbund ward durch die halb geöffnete Thür Jemanden gereicht, der hinter dieſer Thür wartete.

Eine halbe Stunde ſpäter pochte ein junger Mann von Tonino's Alter und Wuchs an das Thor des Fortes und verlangte im Namen ſeines Vaters mit dem Gouverneur zu ſprechen.

Der Gouverneur befahl den jungen Mann vorzulaſſen.

Letzterer erzählte nun, Ricciardo Monti ſei in dem Augenblick, wo er die Toledoſtraße durchſchritten, durch einen aus Anlaß der Niederkunft der Prinzeſſin abgefeuerten Mortarello, welcher geſprungen ſei, ſchwer verwundet und in das Hoſpital dei Pellegrini geſchafft worden.

Der Verwundete hatte ſofort ſeinen Sohn rufen laſſen, ihm ſeinen Schlüſſelbund übergeben und ihm befohlen, ſich ſofort zu Seiner Excellenz dem Gouverneur zu verfügen, den er bereits von der Ernennung ſeines Sohnes unterrichtet, ihm ſein Anſtellungspatent zu präſentiren und ſeinen Vater bis zu ſeiner hoffentlich baldigen Wiederherſtellung zu erſetzen.

Der Gouverneur las das Anſtellungspatent des neuernannten Unteraufſehers. Es war vollkommen in Ordnung.

In dem Ricciardo Monti zugeſtoßenen Unfall lag nichts Außerordentliches, denn dergleichen ereigneten ſich bei jedem Feſt zu Hunderten. Der Gouverneur war übrigens, wie wir bereits erwähnt, auch ſchon vorher davon benachrichtigt, daß ſein Oberaufſeher ausgehen wollte, um mit ſeinem Sohn zurückzukommen. Er ſchöpfte daher durchaus keinen Verdacht, ſondern forderte den falſchen Tonino auf die Schlüſſel ſeines Vaters vorläufig zu behalten, ſich in Bezug auf ſeinen Dienſt inſtruiren zu laſſen und ſeinen Poſten anzutreten.

Der neue Schließer ſteckte ſein Patent behutſam in die Taſche, hing die Schlüſſel, welche er auf den Tiſch des

Gouverneurs legte, wieder an ſeinen Gürtel und verließ das Zimmer.

Der von den Wünſchen des Gouverneurs in Kenntniß geſetzte Inſpector führte ihn von Corridor zu Corridor und zeigte ihm die bewohnten Zimmer. Es waren deren neun.

Als man an dem Luiſa's vorüberkam, blieb der Inſpector ſtehen, um dem jungen Manne zu ſagen, daß dieſe Gefangene eine ganz beſonders wichtige ſei, und daß man, um ſich von ihrer Anweſenheit zu überzeugen, ihr Zimmer dreimal am Tage und zweimal des Nachts zu viſitiren habe — das erſte Mal um acht Uhr Abends, das zweite Mal um drei Uhr Morgens

Ueberdies waren an demſelben Tage neue Befehle ertheilt worden, welchen zufolge die Wachſamkeit im Innern wie im Aeußern verdoppelt werden ſollte.

Als der Rundgang beendet war, zeigte der Inſpector dem neuangeſtellten Schließer noch das Wachtzimmer. Der mit der Ueberwachung dieſes Theiles der Feſtung beauftragte Aufſeher mußte die ganze Nacht hier bleiben. Er hatte am Tage vier Stunden zum Schlafen. Wenn er ſich langweilte, oder wenn er in dem Wachtzimmer einzuſchlafen fürchtete, ſo ſtand ihm frei, in den Corridors auf- und abzugehen.

Es war halb zwölf Uhr, als der Inſpector und der neue Schließer ſich trennten. Erſterer empfahl Letzterem Pünktlichkeit und Wachſamkeit und der Schließer verſprach, daß er ganz gewiß noch mehr leiſten würde, als man von ihm erwartete.

In der That hätte Niemand, der ihn mit offenem Auge und lauſchendem Ohr an der Thür des Wachtzimmers

geſehen, welches auf den erſten Corridor und den Fuß der Treppe Nr. 1 ging, ihn beſchuldigen können, daß er ſeinem Worte untreu werde.

So ſtand er unbeweglich da, bis alles Geräuſch in dem Fort verſtummte.

Es ſchlug Mitternacht.

Sechzehntes Capitel.

Die Patrouille.

Kaum war der zwölfte Glockenſchlag verhallt, ſo gewann der neue Aufſeher, den man bis jetzt für eine Bildſäule der Erwartung hätte halten können, wieder Leben, und ſtieg, als ob er einen plötzlichen Entſchluß gefaßt hätte, ohne Eile, aber auch nicht gerade langſam, die Treppe hinauf.

Hätte man ſeinen Tritt gehört, hätte man ihn vorübergehen ſehen, hätte man eine Frage an ihn gerichtet, ſo hätte er blos zu antworten gebraucht: »In Abweſenheit meines Vaters habe ich die Beaufſichtigung des Gefängniſſes und ich beaufſichtige.«

Alles aber ſchlief in der Citadelle. Niemand ſah ihn, Niemand hörte ihn, Niemand befragte ihn.

In der zweiten Etage angelangt, durchſchritt er den Corridor der ganzen Länge desſelben nach und kehrte dann wieder um, aber vorſichtiger, mit leiſen Tritten, geſpanntem Ohr und den Athem anhaltend.

Plötzlich blieb er vor der Thür des Gefängniſſes ſtehen, welches Luiſa bewohnte.

Den Schlüſſel zu dieſer Thür hatte er ſchon im Voraus zur Hand genommen. Er ſteckte ihn ſo vorſichtig in das Schloß und drehte ihn ſo langſam um, daß man das Knarren kaum hörte.

Die Thür öffnete ſich. Diesmal war die Nacht finſter. Der Wind pfiff durch die Gitterſtangen des Fenſters, deſſen Oeffnung nicht einmal zu bemerken war, ſo dicht war die Finſterniß.

Der junge Mann that, den Athem anhaltend, einen Schritt in das Zimmer hinein.

Dann, da er die Gefangene mit den Augen vergeblich ſuchte, murmelte er:

»Luiſa!«

Ein Hauch trug den Namen »Salvato!« an ſein Ohr und in demſelben Augenblick umſchlangen zwei Arme ſeinen Hals und ſein Mund heftete ſich auf den ſeinigen.

Ein Flammenhauch, ein Murmeln der Freude ward ausgetauſcht. Es war das erſte Mal ſeit dem Tage der Verurtheilung vor dem Tribunal und folglich ihrer Trennung, daß die beiden Liebenden ſich Eines in des Andern Armen ſahen.

Ohne Zweifel hatte Salvato durch während des Tages gegebene Zeichen Luiſa von dieſem Beſuch unterrichtet, weil er ſonſt fürchten mußte, daß die Ueberraſchung ihr einen Ausruf des Schreckens entlocken würde.

Auch haben wir ſoeben geſehen, daß ſie, erfüllt von Hoffnung, aber auch von Furcht, gewartet hätte, bis Salvato ihren Namen ausſprach, ehe ſie ihm antwortete.

In der Annäherung dieſer beiden, nur eines für das an-

dere lebenden Herzen lag ein Augenblick ſtummer und unbeweglicher Extaſe.

Salvato rüttelte ſich zuerſt auf.

»Wohlan, theure Luiſa,« ſagte er; »es iſt kein Augenblick zu verlieren. Wir ſind bei dem Moment angelangt, wo unſer gemeinſames Schickſal ſich entſcheiden wird. Ich habe Dir geſagt: ſei ruhig und geduldig. Wir werden beide ſterben oder beide leben. Du haſt auf mich gerechnet; hier bin ich.«

»Ja, Gott iſt groß, Gott iſt gut. Was kann ich jetzt thun? Wie kann ich Dir beiſtehen?«

»Höre,« antwortete Salvato; »ich habe eine Arbeit zu verrichten, welche über eine Stunde dauern wird, nämlich die Gitterſtangen des Fenſters zu durchſägen. Es iſt jetzt einige Minuten nach Mitternacht und wir haben folglich noch vier Stunden Nacht vor uns. Wir wollen nichts übereilen, aber dieſe Nacht muß auch unſer Vorhaben gelingen, denn morgen wird Alles entdeckt ſein.«

»Ich frage Dich nochmals, was ſoll ich während dieſer Stunde thun?«

»Ich laſſe die Thür halb geöffnet, wie ſie jetzt iſt. Du ſtellſt Dich ſo dazwiſchen, daß Du mit einem Fuße draußen, mit dem andern im Zimmer ſtehſt, und horchſt ob irgend ein Geräuſch uns gefahrdroht. Bei der mindeſten Wahrnehmung rufſt Du mich; ich gehe hinaus und ſchließe die Thür. Sobald dieſe geſchloſſen iſt, bin ich Beamter und mache die Nachtrunde. Niemand, der mir begegnet, kann mich mit Mißtrauen betrachten, da man mich nur in der Ausübung meiner Pflicht antrifft. Eine Viertelſtunde ſpäter

komme ich wieder und beende das begonnene Werk. Alſo jetzt Muth und Kaltblütigkeit!«

»Sei unbeſorgt, mein Freund, ich werde deiner würdig ſein,« antwortete Luiſa, indem ſie ihm mit beinahe männlicher Kraft die Hand drückte.

Salvato zog nun zwei feine ſtählerne Feilen aus der Taſche, denn eine konnte während der Arbeit zerbrechen. Nachdem Luiſa ſich ſeiner Aufforderung gemäß ſo geſtellt, daß ſie jedes Geräuſch, welches in den Corridors und auf den Treppen entſtand, ſogleich hören mußte, begann er die Gitterſtäbe mit jener feſten, ſichern Hand zu durchfeilen, welche keine Gefahr zittern machen konnte.

Die Feile war ſo fein, daß man das Eingreifen ihrer Zähne in das Eiſen kaum hörte. Uebrigens wäre dieſes Geräuſch, ſelbſt wenn es noch bemerkbarer geweſen, durch das Pfeifen des Windes und das erſte Rollen des Donners, welches ein heranziehendes Gewitter verkündete, übertäubt worden.

»Sehr ſchönes Wetter!« murmelte Salvato, indem er leiſe dem Donner dankte, daß derſelbe für ihn Partie nahm.

Und dann ſetzte er ſeine Arbeit weiter fort. Nichts ſtörte ihn darin.

Wie er vorausgeſehen, waren nach Verlauf einer Stunde vier Stäbe durchſägt, und das Fenſter bot nun eine Oeffnung, die groß genug war, um zwei Perſonen durchzulaſſen.

Salvato ſchlug nun ſeinen Ueberrock abermals in die Höhe und wickelte ein Seil los, welches er ſich um den Gürtel geſchlungen.

Dieſes feſte, obſchon feingeflochtene Seil war mehr als hinreichend lang, um bis auf den Erdboden hinabzureichen.

An einem der beiden Enden befand ſich ein zu dieſem Zwecke vorgerichteter Ring, welcher beſtimmt war, in den noch in der Mauer ſteckenden ſenkrechten Theil der von Salvato durchſägten Gitterſtange geſteckt zu werden.

Salvato machte in gemeſſenen Entfernungen Knoten in das Seil, damit dieſelben ſeinen Händen und Knieen zum Stützpunkt dienten.

Dann verließ er das Zimmer und durchſchritt den Corridor bis an die Stelle, wo derſelbe an die Treppe ſtieß.

Hier blieb er über das ſchwere eiſerne Geländer geneigt, mit dem Auge die Finſterniß durchforſchend und mit dem Ohr das Schweigen befragend, einen Augenblick lang unbeweglich und den Athem anhaltend ſtehen.

„Nichts!“ murmelte er mit einem Ausdruck der Freude und des Triumphes.

Dann drehte er ſich raſch herum, kehrte in das Zimmer zurück, zog den Schlüſſel aus dem Thürſchloß, verſchloß die Thür von innen, machte das Schloß dadurch, daß er drei bis vier Nägel hineinſchob, unbrauchbar, faßte Luiſa in ſeine Arme, drückte ſie an ſeine Bruſt, ſprach ihr Muth ein, befeſtigte den Ring an der Eiſenſtange, band Luiſa's beide Hände, damit ſie nicht durch die Wucht auseinandergeriſſen würden, feſt zuſammen und forderte ſie dann auf, ihre beiden Arme um ſeinen Hals zu legen.

Erſt jetzt begriff Luiſa die Fluchtmethode, welche Salvato in Anwendung zu bringen gedachte, und der Muth entſank ihr bei dem Gedanken, daß ſie in der freien Luft ſchweben und daß ſie am Halſe ihres Geliebten hängend ſich dreißig

Fuß hoch hinablaſſen müßte, während Salvato ſelbſt keine andere Stütze hätte als das Seil.

Ihre Furcht war jedoch ſtumm. Sie ſank auf die Knie nieder, hob ihre mit einem Taſchentuch zuſammengebundenen Hände zum Himmel empor, ſprach leiſe ein kurzes Gebet, ſtand dann wieder auf und ſagte:

»Ich bin bereit.«

In dieſem Augenblick ſpaltete ein Blitz die dichten, tief herabhängenden Wolken, und bei dem Scheine dieſes Blitzes konnte Salvato ſehen, wie große Schweißtropfen an Luiſa's bleichem Geſicht herabrannen.

»Wenn es dieſes Hergblaſſen iſt, was Dich ſchreckt,« ſagte Salvato, der mit Recht auf ſeine eiſernen Muskeln ſich verließ, »ſo ſtehe ich Dir dafür, daß wir ohne Unfall auf den Boden hinabgelangen.«

»Mein Freund,« antwortete Luiſa, »ich ſage nochmals: ich bin bereit. Ich habe Vertrauen zu Dir und ich glaube an Gott.«

»Dann,« ſagte Salvato, »wollen wir auch keine Minute mehr verlieren.«

Er legte das Seil zum Fenſter hinaus, verſicherte ſich ſeiner Feſtigkeit, bot Luiſa ſeinen Kopf dar, damit ſie die Kette ihrer Arme um ſeinen Hals lege, ſtieg auf einen herbeigeholten Schemel, kroch mit Luiſa durch die Oeffnung, umklammerte, ohne ſich an das Zittern zu kehren, welches den ganzen Körper der armen Luiſa ſchüttelte, mit ſeinen Knien das Seil, welches er ſchon mit den Händen gefaßt hielt, und ſchwang ſich ins Freie hinaus.

Luiſa hielt einen Schrei zurück, als ſie ſich über den Steinplatten ſchweben und ſchaukeln fühlte, in der Höhe,

welche ſie ſo oft mit Entſetzen gemeſſen, und ſchloß die Augen indem ſie mit ihren Lippen die Salvato's ſuchte.

»Fürchte nichts,« murmelte Salvato leiſe. »Ich habe Kraft genug, um mich an einem Seile hinabzulaſſen, ſelbſt wenn es dreimal ſo lang wäre als dieſes.«

Und in der That fühlte Luiſa ſich mit einer langſamen, gemeſſenen Bewegung hinabſteigen, welche gleichzeitig die Kraft und die Kaltblütigkeit des gewaltigen Gymnaſtikers verrieth, der ſie zu beruhigen ſuchte.

In der Mitte des Seiles angelangt hielt Salvato jedoch plötzlich inne.

Luiſa öffnete die Augen.

»Was gibt es?« fragte ſie.

»Still!« flüſterte Salvato

Er ſchien mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu horchen.

Nach Verlauf eines Augenblickes fragte er Luiſa mit einer Stimme, die nur für ſie allein hörbar war:

»Hörſt Du nichts?«

»Die Tritte mehrerer Männer, wie mir ſcheint,« antwortete Luiſa mit einer Stimme, welche ſchwach war wie der letzte Seufzer eines hinſterbenden Windes.

»Es iſt eine Patrouille,« ſagte Salvato. »Wir würden nicht Zeit haben, den Boden zu erreichen, bevor ſie zur Stelle käme. Laſſen wir ſie nur erſt vorbei, dann wollen wir uns vollends hinablaſſen.«

»Mein Gott! mein Gott! Ich habe keine Kraft mehr,« murmelte Luiſa.

»Was thut das, ſobald nur ich deren noch habe,« antwortete Salvato.

Während dieſes kurzen Geſpräches hatten die Tritte ſich

genähert und Salvato, deſſen Augen allein offen geblieben waren, ſah bei einer von einem Soldaten getragenen Laterne eine Patrouille von neun Mann, welche die Runde am Fuße der Mauer machte.

Salvato erſchrak darüber weiter nicht, denn die Finſterniß war ſo dicht, daß er, wenn ihn nicht etwa ein Blitz beleuchtete, in der Höhe, in welcher er ſchwebte, unſichtbar war, und übrigens fühlte er, wie er geſagt, in ſich Kraft genug, um zu warten, bis die Patrouille vorüber und verſchwunden wäre.

In der That ging die Patrouille auch unter den Füßen der beiden Flüchtlinge vorüber. Zum großen Erſtaunen Salvato's aber, der ihr begierig mit den Augen folgte, machte ſie am Fuße des Thurmes Halt, wechſelte einige Worte mit einer Schildwache, die er noch gar nicht bemerkt, löſte dieſelbe durch einen andern Mann ab und ging unter das Gewölbe hinein, wo ein Lichtſchimmer von der Laterne ſichtbar blieb, und bewies, daß ſie unter dieſem Gewölbe verweilte.

Wie muthig und geſtählt Salvato's Seele auch war, ſo fühlte er doch, wie ihn ein leiſer Schauer durchrieſelte. Er hatte ſofort Alles errathen.

Das Verlangen des Prinzen von Calabrien und der Prinzeſſin Marie Clementine hatte den Haß gegen die arme Luiſa San Felice von Neuem belebt. Es waren neue Befehle zu ſtrengerer Ueberwachung ertheilt worden, und eine am Fuße eines Thurmes poſtirte Schildwache war das Reſultat dieſes Befehles.

Luiſa fühlte, als ſie an Salvato's Herzen lag, wie dieſes erbebte.

»Was gibt's?« fragte sie, als sie erschrocken ihre großen Augen aufschlug.

»Nichts,« antwortete Salvato. »Gott wird uns schützen.«

Und in der That bedurften die Flüchtlinge des Schutzes Gottes in hohem Grade. Eine Schildwache marschirte am Fuße des Thurmes auf und ab, und Salvato's Kräfte, welche wohl zum Hinablassen hinreichten, wären nicht zum Wiederhinaufklettern hinreichend gewesen.

Uebrigens hieß Hinabsteigen der mögliche Tod, Wiederhinaufsteigen dagegen war der sichere Tod.

Salvato zögerte nicht. Er benutzte den Augenblick, wo der Soldat auf seinem regelmäßigen engbegrenzten Gange ihm den Rücken kehrte, und stieg vollends hinab.

In dem Augenblick aber, wo er den Boden berührte, drehte der Soldat sich um und sah zehn Schritte vor sich eine unförmliche Gruppe sich im Dunkel bewegen.

»Wer da?« rief er.

Ohne zu antworten rannte Salvato, die vor Schrecken halb ohnmächtige Luisa in seinen Armen haltend, nach dem Meere zu, wo allerdings ein Boot ihn erwartete.

»Wer da?« rief die Schildwache zum zweiten Male und schickte sich an auf die Fliehenden anzuschlagen.

Salvato beschleunigte, sich immer noch stumm verhaltend, seinen Lauf. Er sah das Boot, er erkannte seine Freunde, er hörte die Stimme seines Vaters, welcher ihm »Muth! Muth!« und seinen Matrosen »Haltet dicht an das Land!« zurief.

»Wer da?« schrie der Soldat zum dritten Male und legte an.

Digitized by Google

Da auch die dritte Frage ohne Antwort blieb, ſo gab die Schildwache, geleitet durch einen Blitz, welcher in dieſem Augenblick den Himmel durchfurchte, nun ohne Weiteres Feuer.

Luiſa fühlte wie Salvato zuſammenzuckte. Dann ſtürzte er auf ein Knie nieder und ſtieß einen Schrei aus, welcher noch mehr Wuth als Schmerz verrieth.

Während der Soldat, der ſoeben geſchoſſen, ſchrie: »Zu den Waffen!« verſuchte Salvato mit halberſtickter Stimme zum letzten Male zu rufen: »Rettet ſie!«

Die halb ohnmächtige, vor Schmerz wahnſinnige Luiſa, welche mit ihren feſt zuſammengebundenen Handgelenken und ihren um Salvato's Hals geſchlungenen Arm keiner Bewegung fähig war, ſah nun wie in einem Traum zwei Trupps Männer oder vielmehr Teufel auf einander losſtürzen, die heulend mit einander kämpften und ſie mit Füßen traten.

Nach Verlauf von fünf Minuten zerriß der Kampf gleichſam in zwei Theile. Luiſa blieb ſterbend in den Händen der Soldaten, die ſie zurück nach der Citadelle ſchleppten, während die Matroſen Salvato in ihr Boot trugen.

Er war todt, denn die Kugel war ihm mitten durch's Herz gegangen, und ſein Vater durch einen auf den Kopf erhaltenen Kolbenſchlag betäubt.

Als Luiſa wieder in ihr Gefängniß trat, ward ſie, obſchon ſie erſt im ſiebenten Monat ihrer Schwangerſchaft ſtand, in Folge der ſo eben erduldeten furchtbaren Gemüthserſchütterungen von den Geburtswehen ergriffen und gegen fünf Uhr Morgens von einem todten Kind entbunden.

Eine Gunſt oder vielmehr eine Reue der Vorſehung

erſparte ihr den letzten Schmerz, ſich von ihrem Kind trennen zu müſſen.

Siebenzehntes Capitel.

Der Befehl des Königs.

Acht Tage nach den ſo eben von uns erzählten Ereigniſſen ſah der Vicekönig von Neapel, Fürſt von Caſſero Statella, als er ſich mit unſerem alten Bekannten Malaſpina im Theater dei Fiorentini befand, die Thür ſeiner Loge ſich öffnen und durch dieſe Thür hindurch einen draußen auf dem Corridor ſtehenden Officianten des Palaſtes, von einem Marineofficier begleitet.

Der Marineofficier hielt ein mit einem großen rothen Siegel verſchloſſenes Couvert in der Hand.

»An den Fürſten-Vicekönig,« ſagte der Hofofficiant.

Der Marineofficier verneigte ſich und überreichte dem Fürſten die Depeſche.

»Von wem?« fragte der Fürſt.

»Von Seiner Majeſtät dem Könige beider Sicilien,« antwortete der Officier, »und da die Depeſche von Wichtigkeit iſt, ſo werde ich mir erlauben, Ew. Excellenz um eine Empfangsbeſcheinigung zu bitten.«

»Dann kommen Sie wohl alſo von Palermo?« fragte der Fürſt.

»Ja, vorgeſtern bin ich auf der »Sirene« von dort abgegangen, Monſignore.«

»Waren die Majeſtäten bei guter Geſundheit?«

»Ja, bei ganz vortrefflicher.«

»Stellen Sie in meinem Namen eine Quittung aus, Malaſpina.«

Der Marquis zog ein Porteſeuille aus der Taſche und begann die Quittung zu ſchreiben.

»Ew. Excellenz,« ſagte der Officier, »haben vielleicht die Güte, den Ort und die Stunde zu bezeichnen, wo die Depeſche dem Fürſten zugeſtellt worden iſt.«

»Ah,« ſagte Malaſpina, »dann iſt dieſe Depeſche wohl ſehr wichtig?«

»Allerdings, im höchſten Grade, Excellenz.«

Der Marquis ſtellte den Empfangsſchein in der von dem Officier gewünſchten Weiſe aus und kehrte dann in die Loge zurück, deren Thür ſich hinter ihm ſchloß.

Der Fürſt las die Depeſche eben zu Ende.

»Hier, Malaſpina,« ſagte er, »das geht Sie an.«

Mit dieſen Worten reichte er ihm das Papier.

Der Marquis Malaſpina ergriff es und las folgenden bündigen und gleichzeitig furchtbaren Befehl:

»Ich ſchicke Ihnen die San Felice, damit ſie binnen zwölf Stunden nach ihrer Ankunft in Neapel hingerichtet werde. Gebeichtet hat ſie und iſt folglich zum Sterben bereit.

»Ferdinand B.«

Malaſpina ſah den Fürſten Caſſero-Statella mit erſtauntem Blicke an.

»Nun?« fragte er dann.

»Nun, lieber Freund, denken Sie über den Befehl nach; derſelbe betrifft Sie.«

Und der Fürſt lauſchte wieder den ſchmeichelnden Melodien der Oper »die heimliche Ehe«, jenes Meiſterwer-

kes des armen Cimarosa, welcher vor Furcht, in Neapel gehängt zu werden, kürzlich in Venedig gestorben war.

Malaspina sagte nichts. Er hatte niemals geglaubt, daß zur Zahl seiner Pflichten als Secretär des Vicekönigs auch die gehöre, die Anstalten zu Hinrichtungen zu treffen.

Wir haben jedoch bereits bemerkt, daß der Marquis ein gleichzeitig gehorsamer und spottliebender Höfling war. Der Fürst von Cassero brauchte sich daher blos zum zweiten Male nach ihm herumzudrehen und zu sagen: »Haben Sie gehört?« um ihn zu veranlassen, sich stumm, aber bereit zu gehorchen, zu verneigen und die Loge zu verlassen.

Er ging die Treppe hinunter, nahm einen am Eingange des Theaters haltenden Wagen und ließ sich nach der Vicaria fahren.

Luisa war gebeugt, sterbend, vernichtet, vor kaum einer Stunde hier angelangt. Man hatte sie in das an die Capelle stoßende Zimmer gebracht, wo wir Cirillo, Caraffa, Leonora Pimentel, Manthonnet und Michele in ihren letzten Augenblicken gesehen.

Die Depesche war von weiter keiner Instruction begleitet, als folgender:

»Se. Excellenz der Fürst von Cassero-Statella ist mit der Hinrichtung dieser Frau beauftragt und wird dafür mit seinem eigenen Kopfe stehen.«

Der Marquis Malaspina sah ein, daß, wie der Vicekönig schon gesagt, es an ihm war, das Weitere zu überlegen.

Er zögerte vielleicht ein wenig, ehe er einen Entschluß faßte; sobald dies aber einmal geschehen, brachte er den Entschluß auch muthig in Ausführung.

Er ſtieg wieder in den Wagen und ſagte zu dem Kutſcher:

»Strada dei Soſpiri dell' Abiſſo!«

Man erinnert ſich, wer in dieſer Straße wohnte. Es war Meiſter Donato, der Henker von Neapel.

An der Thür angelangt, empfand der Marquis einiges Widerſtreben, in dieſe fluchbeladene Wohnung zu treten.

»Ruf' Meiſter Donato heraus,« ſagte er zu dem Kutſcher, »und ſage ihm, daß ich ihn zu ſprechen wünſche.«

Der Kutſcher ſtieg vom Bock, öffnete die Hausthür und rief:

»Meiſter Donato, kommt heraus!«

Man hörte nun eine Frauenſtimme, welche antwortete:

»Mein Vater iſt nicht in Neapel.«

»Wie, Ihr Vater iſt nicht in Neapel? Hat er denn Urlaub?«

»Nein, Excellenz,« antwortete dieſelbe Stimme näherkommend; »er iſt in Berufsgeſchäften nach Salerno gereiſt.«

»Wie, in Berufsgeſchäften?« wiederholte Malaſpina; »erklären Sie mir das, ſchönes Kind.«

In der That ſah er unter der Thür des Hauſes eine junge Frau und dicht hinter ihr einen Mann, welcher ihr Geliebter oder ihr Gatte zu ſein ſchien.

»O, Excellenz, dieſe Erklärung wird ſehr leicht ſein,« antwortete die junge Frau, welche keine Andere war als Marina. »Sein College in Salerno iſt geſtern geſtorben und es ſind dort vier Hinrichtungen zu vollziehen, zwei morgen, zwei übermorgen. Deshalb iſt er heute Mittags abgereiſt und wird übermorgen Abends wiederkommen.«

*

»Und hat er Niemanden zurückgelaſſen, der einſtweilen ſeinen Poſten verſieht?« fragte der Marquis.

»Nein. Es lag kein Befehl vor, und die Gefängniſſe ſind, wie es ſcheint, nun ziemlich leer. Seine Gehilfen hat er ebenfalls mitgenommen, denn er verläßt ſich nicht gern auf Leute, mit welchen er noch nicht gearbeitet hat.«

»Könnte nicht dieſer junge Mann im Nothfalle ſeine Stelle verſehen?« fragte der Marquis, indem er auf Giovanni zeigte.

Giovanni — der Leſer hat bereits errathen, daß er es war und daß ſein Wunſch, Marina's Gatte zu werden, von dem vollſtändigſten Erfolg gekrönt worden — Giovanni ſchüttelte den Kopf.

»Ich bin nicht der Henker,« ſagte er. »Ich bin Fiſcher.«

»Aber was ſoll ich dann thun?« fragte Malaſpina. »Wenn Ihr mir nicht hilfreiche Hand leiſten wollt, ſo gebt mir wenigſtens einen guten Rath.«

»Nun, ſehen Sie, Sie ſind hier in dem Quartier der Fleiſcher — die Fleiſcher ſind der Mehrzahl nach Royaliſten. Wenn man erfährt, daß es blos einen Jakobiner zu hängen gibt, ſo findet ſich vielleicht Jemand, welcher ſich dazu verſteht, dieſes Geſchäft zu beſorgen.«

Malaſpina ſah ein, daß dies der einzige Ausweg ſei, der ihm offenſtehe, und da er mit ſeinem Wagen nicht in das Labyrinth hineinkonnte, welches ſich vom Quai bis zum Altmarkt erſtreckt, ſo machte er ſich zu Fuße auf, um einen Dilettanten des Henkerhandwerkes ausfindig zu machen.

Er wendete ſich zu dieſem Zweck nach einander an drei wackere Männer, welche ſich aber weigerten, obſchon er

ihnen bis ſiebzig Piaſter bot und ihnen den von der Hand des Königs unterzeichneten Befehl vorwies, welchem zufolge die Hinrichtung binnen zwölf Stunden erfolgen ſollte.

Halb verzweifelt verließ er das Haus des Letzteren, indem er murmelte: »Ich kann ſie doch nicht ſelbſt abſchlachten!« als der Mann, von einem plötzlichen Gedanken erleuchtet, ihn wieder zurückrief.

»Excellenz,« ſagte der Fleiſcher, »ich glaube, ich kenne Ihren Mann.«

»Ah,« murmelte Malaſpina, »das wäre mir ſehr lieb.«

»Ich habe nämlich einen Nachbar. Er iſt kein eigentlicher Fleiſcher, ſondern ſchlachtet blos Hammel und Böcke, aber nicht wahr, Sie beſtehen nicht unbedingt darauf, daß es ein wirklicher Fleiſcher ſei?«

»Es liegt mir blos daran, einen Mann zu finden, der das Geſchäft verrichten kann, von welchem ich Euch ſagte.«

»Nun gut, dann wenden Sie ſich an den Beccajo. Er iſt von den Republikanern ſehr verfolgt worden, der arme Mann, und wird nichts Beſſeres verlangen, als ſich rächen zu können.«

»Und wo wohnt dieſer Beccajo?« fragte der Marquis.

»Komm', Peppino,« ſagte der Fleiſcher zu einem Knaben, der in einem Winkel ſeines Kaufladens auf einem Haufen halbgetrockneter Häute lag; »komm' und führe Seine Excellenz zu dem Beccajo.«

Der Knabe ſtand auf, dehnte ſich und machte ſich murrend, daß er aus dem erſten Schlafe geweckt worden, fertig, zu gehorchen.

»Komm', mein Junge,« ſagte Malaſpina, um ihn zu

ermuthigen, »wenn wir gute Geſchäfte machen, ſo bekommſt Du einen Piaſter.«

»Aber wenn Sie keine Geſchäfte machen,« ſagte der Knabe mit der Logik des Egoismus, »ſo bin ich dann deswegen immer aus dem Schlafe geſtört worden.«

»Da haſt Du auch Recht,« ſagte Malaſpina. »Hier iſt der Piaſter für den Fall, daß wir keine Geſchäfte machen. Machen wir deren, ſo bekommſt Du dann noch einen.«

»Das laß ich mir gefallen! das nenne ich gut geſprochen! Haben Sie die Güte, mir zu folgen, Excellenz!«

»Iſt es weit?« fragte Malaſpina.

»O nein, Excellenz; gleich da drüben.«

Der Knabe lief voran, der Marquis folgte.

Der Führer hatte die Wahrheit geſprochen. Man brauchte blos die Straße zu überſchreiten, um zu dem Beccajo zu gelangen. Der Laden desſelben war aber geſchloſſen, obſchon man durch die ſchlecht zuſammengefügten Fenſterläden Licht durchſchimmern ſah.

»Heda, Beccajo!« rief der Knabe, indem er mit der Fauſt an die Thür ſchlug.

»Was gibt's?« fragte eine rauhe Stimme.

»Es iſt ein in Tuch gekleideter Herr da, der Euch ſprechen will,« ſagte der Knabe.

Dieſer Ausdruck »in Tuch gekleidet« — vestito di panno — war das Merkmal der Ariſtokratie, vor welchem ſich die Neapolitaner des letztvergangenen Jahrhunderts beugten.

Da die Antwort des Knaben, trotz ihrer Präciſion,

den Entſchluß des Beccajo nicht zu beſchleunigen ſchien, ſo ſagte Malaſpina:

»Oeffne, mein Freund. Ich komme im Namen des Vicekönigs, deſſen Secretär ich bin.«

Dieſe Worte wirkten wie der Stab einer Fee. Die Thür öffnete ſich wie auf einen Zauberſchlag, und beim Schein einer qualmigen, dem Erlöſchen nahen Lampe, welche Haufen von Knochen und blutigen Häuten beleuchtete, gewahrte Malaſpina ein mißgeſtaltetes, verſtümmeltes, ſcheußliches Geſchöpf.

Es war dies der Beccajo mit ſeinem ausgeſchlagenen Auge, ſeiner verſtümmelten Hand, ſeinem hölzernen Bein. An der Thür ſeines Schlachthauſes ſtehend glich er dem Dämon der Vernichtung.

Malaſpina konnte, obſchon ſein Herz in gewiſſen Punkten ſehr hart und unbeweglich war, ſich doch einer Bewegung des Abſcheues und Widerwillens nicht enthalten.

Der Beccajo bemerkte es.

»Ja, es iſt wahr,« ſagte er die Zähne knirſchend, was ſeine Art und Weiſe zu lachen war, »ich bin nicht ſchön, Excellenz. Ich kann wohl aber annehmen, daß Sie ohnehin nicht hiehergekommen ſind, um eine Statue für das bourboniſche Muſeum zu ſuchen.«

»Nein, ich ſuche vielmehr einen treuen Diener des Königs, einen Mann, welcher die Jakobiner nicht liebt, und welcher geſchworen hat, ſich an ihnen zu rächen. Man hat mich an Euch gewieſen und mir geſagt, daß Ihr dieſer Mann wäret.«

»Und man hat Sie nicht getäuſcht, Excellenz; haben Sie die Güte einzutreten.«

Trotz des Widerwillens, den der Marquis empfand, in dieſes Schlachthaus zu treten, ging er doch hinein.

Der Knabe, der ihn geführt und welchem natürlich daran lag, das Reſultat der Unterhandlung kennen zu lernen, wollte hinter dem Marquis herſchleichen, der Beccajo aber hob ſeinen verſtümmelten Arm.

»Zurück, Junge!« ſagte er. »Du haſt nichts mit uns zu ſchaffen.«

Und er ſchlug dem Knaben, welcher draußen ſtehen blieb, die Thür vor der Naſe zu.

Der Beccajo und der Marquis Malaſpina blieben beinahe zehn Minuten lang mit einander eingeſchloſſen. Dann kam der Marquis wieder heraus.

Der Beccajo begleitete ihn unter unaufhörlichen Verbeugungen bis an die Thür. Als Malaſpina ſich ungefähr zehn Schritte weit entfernt hatte, begegnete er ſeinem Führer.

»Ah,« ſagte er, »da biſt Du ja, Junge!«

»Allerdings bin ich da,« ſagte der Knabe; »ich habe gewartet.«

»Und worauf?«

»Ich wollte wiſſen, ob Sie gute Geſchäfte gemacht hätten.«

»Nun und wenn dies nun der Fall wäre?«

»Dann würde ich, wie Sie ſich erinnern werden, Excellenz, noch einen Piaſter von Ihnen bekommen.«

Der Marquis ſuchte in ſeiner Taſche.

»Da, hier haſt Du ihn,« ſagte er.

Und mit dieſen Worten gab er dem Knaben eine Silbermünze.

»Ich danke, Excellenz,« ſagte der Knabe, indem er

die Münze in dieſelbe Hand nahm wie die erſte und damit klapperte wie mit Caſtagnetten. »Gott ſchenke Ihnen langes Leben.«

Der Marquis ſtieg wieder in ſeinen Wagen und befahl dem Kutſcher bei dem Theater dei Fiorentini vorzufahren.

Peppino ſtieg mittlerweile auf einen Eckſtein und betrachtete beim Schein der vor einem Madonnenbilde brennenden Laterne die Münze, welche er ſoeben empfangen, genauer.

»O,« ſagte er, »er hat mit anſtatt eines Piaſters blos einen Ducato gegeben und mich folglich um zwei Carlini beſtohlen. Dieſe vornehmen Herren ſind doch rechte Schufte.«

Während Peppino dieſe Lobrede auf den Marquis Malaſpina hielt, fuhr dieſer nach dem Theater dei Fiorentini.

An dem Thor des Theaters oder vielmehr auf dem kleinen Platze vor demſelben ſah er den Wagen des Vicekönigs, woraus er ſchloß, daß dieſer noch im Theater ſei.

Er ſprang aus dem Wagen, bezahlte ſeinen Kutſcher, ging raſch die Treppe hinauf und ließ ſich die Thür der Loge des Fürſten öffnen.

Bei dem Geräuſch, welches dieſe ſich öffnende Thür machte, drehte der Fürſt ſich herum.

»Ah, Malaſpina,« ſagte der Fürſt, »Sie ſind es?«

»Ja, mein Fürſt,« antwortete der Marquis in ſeinem gewöhnlichen kurzen Tone.

»Nun?«

»Es iſt Alles beſorgt und morgen Vormittag zehn Uhr werden die Befehle des Königs vollzogen werden.«

»Ich danke,« antwortete der Fürſt. »Setzen Sie ſich. Sie haben das Duett des zweiten Actes verſäumt, zum Glück aber kommen Sie gerade noch zeitlich genug, um die große Arie: »Pira che spunti l'aurora!« zu hören.

Achtzehntes Capitel.

Die Märtyrerin.

Gern möchten wir die letzten Einzelheiten, die uns noch zu erzählen übrig bleiben, verſchweigen und, am Ende des ſchmerzenreichen Weges angelangt, einfach auf den Stein eines Grabes die Worte: »Hier ruht Luiſa Molina San Felice, die Märtyrerin« ſchreiben; die unverſöhnliche Geſchichte aber, welche uns während dieſer ganzen langen Erzählung geleitet hat, will, daß wir bis ans Ende gehen, ſollten ſelbſt die Kräfte uns verſagen und wir wie der göttliche Herr und Meiſter unterwegs dreimal unter der Wucht unſerer Laſt zuſammenbrechen.

Wenigſtens aber werden wir — wir ſchwören dies — nicht mit Schreckniſſen ſpielen. Wir erfinden nichts; wir erzählen das Ereigniß, wie ein einfacher Zuſchauer der Tragödie es erzählen würde. Ach, leider wird auch dieſes Mal die Wirklichkeit Alles übertreffen, was die Phantaſie erfinden könnte. Gott des jüngſten Gerichts! Gott der Rache! Gott Michel Angelo's! Verleihe uns Kraft, auszuharren bis ans Ende.

Wie wir in dem vorhergehenden Capitel angedeutet, war die Gefangene der Citadelle von Caſtellamare, nachdem ſie kaum ihre ſchmerzenreiche Niederkunft überſtanden, auf

der Corvette »die Sirene« von Palermo nach Neapel transportirt, nach ihrer Ankunft hier in das Gefängniß der Vicaria gebracht und in das an die Capelle anstoßende Gemach gesperrt worden.

Hier war sie, da sie weder stehen noch sitzen konnte, buchstäblich auf eine Matratze gefallen. Sie war so schwach, so sterbend, ja man konnte sagen schon so todt, daß man es für unnöthig gehalten hatte, ihr Ketten anzulegen. Die Schließer fürchteten eben so wenig, sie entfliehen zu sehen, als der Jäger die Taube davonfliegen zu sehen fürchtet, welcher sein Schuß bereits beide Flügel zerschmettert hat.

In der That waren die beiden Bande, welche sie noch an das Leben hätten fesseln können, zerrissen. Sie hatte gesehen, wie Salvato zusammenbrach, niedersank und für sie sein Leben aushauchte, und gleich einer Mahnung, daß sie nicht das Recht hätte, den Mann, der sie so sehr geliebt, zu überleben, hatte sie das Kind noch vor der von der Natur bestimmten Zeit sich ihrem Schooße entwinden gesehen.

Ihrem armen zerschmetterten Körper ebenfalls die Seele zu entreißen, war etwas sehr Leichtes.

Sei es nun Mitleid oder sei es, um dem furchtbaren Ceremoniell des Todes zu genügen, fragten ihre Wächter sie, ob sie etwas bedürfe.

Sie besaß nicht die Kraft zu antworten, und begnügte sich, verneinend den Kopf zu schütteln.

Die von dem König Ferdinand gemachte Mittheilung, daß sie auf den Tod vorbereitet sei und ohne nochmalige Beichte sterben könne, war dem Gouverneur der Vicaria gemeldet und der Priester demzufolge erst zu der Stunde

beſtellt worden, zu welcher ſie das Gefängniß verlaſſen ſollte, nämlich acht Uhr Morgens.

Die Hinrichtung ſollte erſt um zehn Uhr ſtattfinden, die arme Frau aber, welche unter der Anklage ſtarb, die Hinrichtung der beiden Backers verſchuldet zu haben, ſollte an der Thür des Hauſes derſelben und an der Stelle, wo ſie erſchoſſen worden, Ehrenerklärung und Abbitte thun.

Dieſer Beſchluß war noch von einem anderweiten ſehr großen Vortheile begleitet. Man erinnert ſich jenes Briefes des Königs, worin er dem Cardinal Ruffo ſchreibt, er wundere ſich nicht, daß es auf dem Altmarkt Tumult gegeben habe, da ja ſeit acht Tagen in Neapel Niemand gehängt worden ſei. Nun aber hatte ſeit länger als einem Monat keine Hinrichtung ſtattgefunden. Man wußte, daß die Gefängniſſe durch die Henker faſt geräumt waren. Man konnte deshalb nicht mehr auf dieſes beliebte Schauſpiel rechnen, um das Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten.

Die Hinrichtung der San Felice kam daher ſehr gelegen und man mußte ſie ſo auffallend und ſchmerzlich als möglich machen, um die wilden Beſtien des Altmarktes, welche Ferdinand ſeit ſechs Monaten mit Menſchenfleiſch fütterte und mit Blut tränkte, Geduld zu lehren.

Allerdings bereitete der Zufall, indem er Meiſter Donato, das heißt den patentirten Henker, entfernte und den Beccajo, das heißt einen dilettirenden Henker, an ſeine Stelle ſetzte, in dieſer Beziehung dem geliebten Volke Seiner ſiciliſchen Majeſtät einige ſüße Ueberraſchungen.

Wir werden nicht verſuchen zu malen, was dieſe Nacht der Angſt und Pein für die arme Frau war. Allein ihren Geliebten und ihr Kind todt wiſſend, mit äußerlich

und innerlich zerriſſenem und verſtümmeltem Körper auf dieſe Sterbematratze geworfen, in dieſem Vorgemach des Blutgerüſtes, welches ſo viele Märtyrer vorübergehen geſehen, lag ſie da in der furchtbaren Unempfindlichkeit moraliſcher und phyſiſcher Vernichtung und erwachte aus derſelben nur, um die Stunden zu zählen, während jeder Schlag wie ein Dolchſtich ihr Herz durchbohrte. Wenn das letzte Summen verhallte und ſie die Zeit berechnet hatte, welche ihr noch zu leben übrig blieb, ließ ſie den Kopf auf die Bruſt herabſinken und verſank wieder in ihre Erſtarrung.

Endlich ſchlug es vier Uhr, fünf Uhr, ſechs Uhr und der Tag graute — der letzte.

Er war trüb und regneriſch und ſtimmte wenigſtens inſoweit mit der traurigen Ceremonie überein, welche er beleuchten ſollte. Es war ein trauriger Novembertag, einer jener Tage, welche den Tod des Jahres verkünden. Der Wind pfiff in den Corridors; der in Strömen fallende Regen peitſchte die Fenſter. Luiſa, welche fühlte, daß die Stunde nahte, erhob ſich mit Mühe auf ihre Knie, lehnte ihren Kopf an die Mauer und begann, da ſie ſich auf dieſe Weiſe halb aufgerichtet halten konnte, zu beten.

Aber ſie konnte ſich auf kein Gebet mehr beſinnen, oder vielmehr, da ſie die Situation, in der ſie ſich befand, nie vorhergeſehen, ſo hatte ſie auch kein Gebet für dieſelbe; ihre Lippen waren nur das Echo eines verzweifelten Herzens und wiederholten: »Mein Gott! mein Gott! mein Gott!«

Um ſieben Uhr öffnete man die äußere Thür der Bianchi. Sie ſchauderte, ohne zu wiſſen, was das Geräuſch,

welches ſie hörte, bedeutete. Jedes Geräuſch aber war für ſie ein Schlag, den der Tod an das Thor des Lebens that.

Um halb acht Uhr hörte ſie einen ſchweren hinkenden Tritt in der Capelle, dann öffnete ſich die Thür ihres Gefängniſſes und ſie ſah auf der Schwelle desſelben eine phantaſtiſche, gräßliche Erſcheinung, ein Weſen, wie es durch die Umarmungen des Alps erzeugt wird.

Es war der Beccajo mit ſeinem hölzernen Bein, ſeiner verſtümmelten linken Hand, ſeinem geſpaltenen Geſicht, ſeinem ausgeſchlagenen Auge.

Ein breites Hackmeſſer ſtak in ſeinem Gürtel neben dem, womit er die Böcke und Hammel abzuſchlachten pflegte.

Er lachte.

»Ah, da biſt Du ja, meine Schöne,« ſagte er. »Ich wußte anfangs gar nicht, welches Glück mir beſchieden ſei. Ich wußte wohl, daß Du die Verrätherin biſt, welche die armen Backers denuncirt hat, aber ich wußte nicht, daß Du das Liebchen jenes nichtswürdigen Salvato geweſen biſt. — Dieſer iſt alſo todt,« ſetzte er mit den Zähnen knirſchend hinzu, »und ich werde folglich nicht die Freude haben, Euch beiden das Lebenslicht auszublaſen. Allerdings,« hob er wieder an, »wäre ich auch ein wenig verlegen geweſen, zu wiſſen, mit welchem von beiden ich anfangen ſollte.«

Dann ging er die drei oder vier Stufen hinab, welche aus der Capelle in das Gefängniß führen, und als er Luiſa's prachtvolles Haar ſah, welches ihr aufgelöſt über die Schultern herabhing, ſagte er:

»Ah, dieſes Haar! Schade, daß es abgeſchnitten werden muß.«

Dann näherte er ſich der Gefangenen.

»Vorwärts!« ſagte er; »ſtehen wir auf, es iſt Zeit.«

Und mit brutaler Geberde ſtreckte er die Hand aus, um ſie unter dem Arme zu faſſen.

Ehe aber noch ſein hölzernes Bein ihm geſtattet hatte, das Gemach zu durchſchreiten, öffnete ſich die Thür der Bianchi und ein mit ſeinem langen weißen Gewand bekleideter Büßer, von dem nur die Augen durch die Oeffnungen ſeiner Capuze hindurch funkelten, ſtellte ſich zwiſchen den Henker und das Schlachtopfer, und ſtreckte die Hand aus, um den Beccajo abzuhalten, noch einen Schritt weiter zu thun.

»Ihr werdet dieſe Frau nicht eher als auf dem Blutgerüſt berühren,« ſagte er.

Bei dem Klange dieſer Stimme ſtieß Luiſa einen Schrei aus, und indem ſie Kräfte wiederfand, welche ſie ſelbſt für immer verloren zu haben glaubte, richtete ſie ſich vollends auf ihre Füße empor, lehnte ſich aber an die Wand, als ob dieſe Stimme, ſo ſanft dieſelbe auch war, ihr mehr Schrecken verurſachte als ſelbſt die drohende oder ſpöttiſche Stimme des Beccajo.

»Sie muß aber im Hemd und barfuß gehen, um Abbitte zu thun,« antwortete der Beccajo. »Ferner müſſen ihr auch die Haare abgeſchnitten werden, damit ich ihr den Kopf abſchneiden kann. Wer wird ihr das Haar abſchneiden? wer wird ihr das Kleid ausziehen?«

»Ich,« ſagte der Büßer in demſelben ſanften und zugleich feſten Tone wie vorher.

»Ja, Du,« ſagte Luiſa mit unbeſchreiblichem Ausdruck und indem ſie zugleich die Hände faltete.

»Du hörſt,« ſagte der Büßer; »geh' hinaus und erwarte uns in der Capelle. Du haſt hier nichts zu thun.«

»Ich habe aber volles Recht auf dieſes Weib,« rief der Beccajo.

»Du haſt ein Recht auf ihr Leben, aber nicht auf ſie ſelbſt. Du haſt von den Menſchen Befehl erhalten, ſie zu tödten. Ich habe von Gott Befehl erhalten, ihr im Tode zur Seite zu ſtehen. Führen wir jeder den Befehl aus, den wir empfangen haben.«

»Ihre Kleider aber gehören mir, ihr Geld gehört mir, Alles was ſie hat, gehört mir. Schon ihr Haar allein iſt vier Ducati werth.«

»Hier ſind hundert Piaſter,« ſagte der Büßer, indem er eine mit Gold gefüllte Börſe in die Capelle hinauswarf, um den Beccajo zu nöthigen, ſie ſich dort zu holen. »Schweig' und gehe.«

In dem teufliſchen Gemüth des Beccajo fand ein augenblicklicher Kampf zwiſchen der Habſucht und dem Haſſe ſtatt. Die Habſucht trug den Sieg davon. Er ging fluchend und ſchimpfend hinaus in die Capelle.

Der Büßer folgte ihm und ſchloß die Thür in ſo weit, daß die Gefangene dadurch neugierigen Blicken entzogen ward.

Wir haben bereits geſagt, worin die Macht der Bianchi beſtand und wie ihr Schutz ſich auf die letzten Augenblicke der Verurtheilten erſtreckte, welche dem Henker erſt dann gehörten, wenn ſie, die Bianchi, die Hand von der Schulter des Delinquenten hinweggenommen und zu dem Nachrichter geſagt hatten: »Dieſer Mann oder dieſes Weib iſt dein.«

Der Büßer ging langſam die Stufen der Treppe hin-

unter, zog eine Schere unter ſeinem Gewand hervor, näherte ſich Luiſa und zeigte ſie ihr.

»Du oder ich?« fragte er.

»Du! o Du!« rief Luiſa.

Und ſie wandte ſich ſo gegen ihn, daß er jene letzte traurige Verrichtung bewirken konnte, welche man die Toilette des Verurtheilten nennt.

Der Büßer unterdrückte einen Seufzer, hob die Augen gegen Himmel und man konnte durch die Oeffnung ſeiner Leinwandmaske hindurch große Thränen aus ſeinen Augen rollen ſehen.

Dann faßte er ſo ſanft, als er konnte, mit ſeiner linken Hand das üppige Haar der Gefangenen zuſammen, ſchob mit der rechten die Schere zwiſchen ſeine linke Hand und den Hals, wobei er alle mögliche Vorſicht gebrauchte, um dieſen nicht mit dem Eiſen zu berühren, und ſchnitt dann langſam dieſe Zierde des Lebens ab, welche in der Stunde des Todes ein Hinderniß ward.

»Wem willſt Du, daß dieſes Haar zugeſtellt werde?« fragte der Büßer, als das Haar abgeſchnitten war.

»Behalte es um der Liebe zu mir willen; ich bitte inſtändig darum,« ſagte Luiſa.

Der Büßer drückte, während Luiſa es nicht ſehen konnte, das Haar an ſeine Lippen und küßte es.

»Und nun,« ſagte Luiſa, indem ſie ſich mit der Hand ſchaudernd über den entblößten Nacken fuhr, »was bleibt mir nun zu thun?«

»Der Richterſpruch verurtheilt Dich, im Hemd und barfuß Abbitte zu thun.«

»Ha, dieſe Tieger!« murmelte Luiſa, deren Schamgefühl ſich empörte.

Der Büßer kehrte, ohne ein Wort zu ſagen, in das Ankleidezimmer der Bianchi, vor deſſen Thür eine Schildwache auf- und abſchritt, zurück, nahm ein Büßergewand vom Nagel, ſchnitt mit ſeiner Schere die Capuze ab, reichte es dann Luiſa und ſagte:

»Ach, leider iſt das Alles, was ich für Dich thun kann!«

Die Verurtheilte ſtieß einen Freudenruf aus. Sie hatte begriffen, daß dieſes Gewand, welches bis an den Hals hinaufreichte und bis auf die Füße herabfiel, kein Hemd, ſondern ein Leilach war, welches ihre Blöße vor Aller Blicken verhüllte und im Voraus das geheiligte Schweißtuch des Todes über ſie ausbreitete.

»Ich gehe,« ſagte der Büßer; »wenn Du bereit bis, wirſt Du mich rufen.«

Zehn Minuten ſpäter hörte man Luiſa's Stimme, welche ſagte:

»Mein Vater!«

Der Büßer trat wieder ein.

Luiſa hatte ihre Kleider auf einen Schemel gelegt. Sie war jetzt blos mit ihrem Hemd oder vielmehr mit ihrem Gewand bekleidet und ihre Füße waren nackt.

Die Spitze eines derſelben lugte unter dem Gewand hervor. Das Auge des Büßers heftete ſich auf dieſen ſo zarten Fuß, womit ſie auf dem Pflaſter von Neapel bis zum Schaffot gehen ſollte.

»Gott will,« ſagte er, »daß dein Märtyrerthum vollſtändig ſei. Muth, Muth! Du wandelſt den Weg zum Himmel.«

Und indem er ihr ſeine Schulter bot, auf welche ſie ſich ſtützte, ging er mit ihr die Stufen der kleinen Treppe hinauf. Die Thür der Capelle aufſtoßend ſagte er:

»Da ſind wir.«

»Ihr habt Euch gehörig Zeit genommen,« ſagte der Beccajo. »Allerdings, wenn die Verurtheilte hübſch iſt —«

»Schweig, Elender!« ſagte der Büßer. »Du haſt das Recht, den Tod zu geben, aber nicht Beſchimpfungen zuzufügen.«

Man ſtieg die Treppe hinab, paſſirte die drei Gitterthore und gelangte in den Hof.

Zwölf Prieſter warteten hier mit den Chorknaben, welche die Banner und Kreuze trugen.

Vierundzwanzig Bianchi hielten ſich bereit, die Verurtheilte zu begleiten, und Mönche von verſchiedenen Orden, welche unter den Arcaden ſtanden, ſollten den Zug vervollſtändigen.

Der Regen fiel immer noch in Strömen. Luiſa ſchaute ſich um. Sie ſchien etwas zu ſuchen.

»Was wünſcheſt Du?« fragte der Büßer.

»Ich möchte ein Crucifix haben,« ſagte Luiſa.

Der Büßer zog ein an einem ſchwarzen Sammtbande hängendes kleines ſilbernes Crucifix aus ſeinem Gewande und hing es ihr um den Hals.

»O mein Heiland!« ſagte ſie, »niemals werde ich leiden, was Du gelitten haſt, aber ich bin Weib; verleihe mir Kraft!«

Sie küßte das Crucifix, und wie durch dieſen Kuß geſtärkt ſagte ſie:

»Gehen wir.«

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Die Prieſter gingen voran und ſtimmten ein Sterbelied an.

Gräßlich in ſeiner Freude, mit wildem Gelächter, mit der rechten Hand ſein Beil ſchwingend, als ob er Jemanden den Kopf abſchlüge und ſich mit der Linken auf einen Stock ſtützend, um ſeinen hinkenden Gang zu erleichtern, folgte hinter den Prieſtern der Beccajo.

Dann kam Luiſa, den rechten Arm auf die Schulter des Büßers ſtützend und mit der linken Hand das Crucifix an die Lippen drückend.

Hinter ihnen kamen die vierundzwanzig Bianchi.

Zuletzt, nach den Bianchi, folgten Mönche von allen Orden und allen Farben.

Der Zug kam auf den Platz der Vicaria heraus. Die Menſchenmenge war unzählig.

Freudengeſchrei begrüßte mit Schmähungen und Verwünſchungen untermiſcht den Zug. Die Verurtheilte war aber ſo jung, ſo ergeben, ſo ſchön, es waren ſo viel Gerüchte, von welchen einige nothwendig Intereſſe und Theil-

nahme erregen mußten, über sie in Umlauf gekommen, daß nach Verlauf von einigen Augenblicken die Schmähungen und Drohungen allmälig verstummten und Schweigen eintrat.

Der Leidensweg war vorgezeichnet. Durch die Strada dei Tribunali erreichte man die Toledostraße, welche man fast in ihrer ganzen Länge durchzog und in welcher die Häuser von Köpfen erbaut zu sein schienen.

Am äußersten Ende dieser Straße bogen die Priester links ab, um den Largo Castello herum und in die Via Medina ein, wo, wie man sich erinnert, das Haus der Backers stand.

Das Portal desselben war in eine Trauerdecoration verwandelt, deren unterer Theil in einer Art Altar bestand, welcher mit papierenen Blumen und Wachskerzen geschmückt war, welche letzteren der Wind aber ausgelöscht hatte.

Hier machte der Zug Halt und bildete um Luisa herum einen großen Halbkreis, dessen Mittelpunkt sie ward. Der Regen hatte ihr Gewand durchnäßt, so daß es an ihren Gliedern anklebte. Schaudernd vor Frost kniete sie nieder.

»Betet!« sagte ein Priester in hartem Tone zu ihr.

»Selige Märtyrer des Himmels, meine Brüder, betet für eine Unglückliche, die eine Märtyrerin ist wie Ihr!« sagte Luisa.

Nachdem man ungefähr zehn Minuten Halt gemacht, setzte man sich wieder in Bewegung.

Diesmal legte die Todesprozession eine Strecke des bereits gemachten Weges wieder zurück, bog in die Strada del Molo ein, passirte die Strada Nuova, kehrte über den Marktplatz in das alte Neapel zurück und blieb der großen Mauer gegenüber stehen, an welcher die Backers erschossen worden.

Das schlechte Pflaster der Quais hatte die Füße der Märtyrerin blutig geritzt, der rauhe, vom Meere her wehende Wind machte ihr das Blut erstarren. Bei jedem Schritt, den sie that, ächzte sie dumpf, aber dieses Aechzen ward durch den Gesang der Priester übertäubt. Die Kräfte

verließen sie, der Büßer hatte aber seinen Arm um ihren Leib geschlungen und hielt sie aufrecht.

Vor der Mauer fand derselbe Auftritt statt wie vor der Thür des Hauses. Luisa kniete nieder oder fiel vielmehr auf ihre Knie und stammelte mit beinahe erloschener Stimme dasselbe Gebet.

Es war augenscheinlich, daß sie, erschöpft durch ihre kaum überstandene Niederkunft, durch die Reise über ein stürmisches, wild aufgeregtes Meer und durch ihre letzten Anstrengungen, kaum noch im Stande war, sich weiterzuschleppen. Hätte sie noch die Hälfte des Weges, den sie schon gemacht, zurückzulegen gehabt, so wäre sie gestorben, ehe sie am Schaffot angelangt wäre.

Sie war aber angelangt. Vom Fuße jener Mauer ihrer letzten Station her hörte sie gleich dem Brausen eines Orkans die zwanzig- oder dreißigtausend Lazzaroni, Männer und Frauen, welche schon den Marktplatz bedeckten, ohne die zu zählen, welche gleich in einen See fließenden Strömen sich durch jene tausend Gäßchen ergossen, welche auf diesen Platz, das Forum des gemeinen Volkes von Neapel, ausmünden.

Wie wäre es Luisa möglich gewesen, in die Mitte dieser dichtgedrängten Menge zu gelangen, wenn nicht die Neugier ein Wunder gewirkt und ihr die Reihen geöffnet hätte.

Sie ging mit geschlossenen Augen, auf ihren Tröster gestützt, von ihm gehalten, bis sie plötzlich den Arm, der sie umschlungen hielt, erbeben fühlte.

Unwillkürlich schlug sie die Augen auf. Sie erblickte das Schaffot!

Es war der kleinen Kirche vom heiligen Kreuz gegenüber aufgeschlagen, genau an der Stelle, wo Conradin von Schwaben enthauptet worden.

Es bestand einfach aus einer etwa acht Fuß hohen Platform mit einem daraufstehenden Block.

Diese Platform war unbedeckt und ohne Geländer,

damit den Zuſchauern kein einzelner Umſtand des hier aufzuführenden Dramas entgehen möchte.

Eine Treppe führte auf die Platform hinauf. Dieſe Treppe, ein Luxusgegenſtand, war nicht um der Bequemlichkeit der Verurtheilten willen da, ſondern um der des Beccajo willen, weil dieſer mit ſeinem hölzernen Bein nicht im Stande geweſen wäre, eine bloße Leiter hinaufzuſteigen.

Auf der Kirche zum heiligen Kreuze ſchlug die zehnte Stunde, als, nachdem die Prieſter, die Büßer und die Mönche ſich um das Schaffot herum aufgeſtellt hatten, die Verurtheilte den Fuß der Treppe erreichte.

»Muth!« ſagte der Büßer zu ihr. »Binnen zehn Minuten wird anſtatt meines ſchwachen Armes die gewaltige Hand Gottes Dich ſtützen. Es iſt von dieſem Blutgerüſt bis zum Himmel weniger weit als von dem Pflaſter dieſes Platzes bis auf dieſes Blutgerüſt.«

Luiſa raffte alle ihre Kräfte zuſammen und ſtieg die Treppe hinauf. Der Beccajo war ihr voran auf die Platform geſtiegen, wo ſeine gleichzeitig ſcheußliche und groteske Erſcheinung mit allgemeinem Geſchrei begrüßt worden war. So weit als das Auge reichte, ſah man weiter nichts als ſich bewegende Köpfe, offene Lippen, begierige und flammende Augen.

Durch eine einzige Oeffnung hindurch ſah man den ebenfalls mit Menſchen angefüllten Quai und jenſeits des Quai das Meer.

»Nun,« rief der Beccajo auf ſeinem hölzernen Beine ſchwankend und ſein Beil ſchwingend, »ſind wir endlich bereit?«

»Wenn der Augenblick da ſein wird, ſo werde ich es Dir ſagen,« antwortete der Büßer.

Dann ſetzte er mit unendlicher Sanftmuth zu der Verurtheilten hinzu:

»Wünſcheſt Du nichts mehr?«

»Deine Verzeihung! Deine Verzeihung!« rief Luiſa, indem ſie vor ihm auf die Knie niederſank.

Der Büßer ſtreckte die Hand über ihr geſenktes Haupt.

»Ihr Alle ſeid Zeugen,« ſagte er mit lauter Stimme, »daß ich in meinem Namen, im Namen der Menſchen und im Namen Gottes dieſer Frau verzeihe.«

Dieſelbe rauhe Stimme, welche Luiſa vor dem Hauſe der Backers befohlen hatte zu beten, rief jetzt vom Fuße des Schaffots herauf:

»Seid Ihr ein Prieſter, der Ihr Abſolution ertheilt?«

»Nein,« antwortete der Büßer, »wenn ich aber auch nicht Prieſter bin, ſo iſt mein Recht doch darum ein nicht weniger heiliges. Ich bin der Gatte der Verurtheilten!«

Und Luiſa aufrichtend und ſeine Capuze zurückwerfend, breitete er ihr beide Arme entgegen und Jeder konnte, trotz des auf ſeinem Antlitz ruhenden Ausdruckes von Schmerz, die ſanften Züge des Chevalier San Felice erkennen.

Luiſa ſank ſchluchzend an die Bruſt ihres Gatten.

Wie verſtockt und verhärtet die Herzen der Mehrzahl der Zuſchauer auch waren, ſo blieben doch bei dieſem Anblick nur wenig Augen trocken

Einige, freilich nur wenige Stimmen riefen:

»Gnade!«

Es war der Proteſt der Menſchlichkeit.

Luiſa begriff ſelbſt, daß der Augenblick gekommen ſei.

Sie entriß ſich den Armen ihres Gatten, that taumelnd einen Schritt in der Richtung, wo der Henker ſtand, indem ſie ſagte:

»Mein Gott! In deine Hände befehl' ich mich.«

Dann ſank ſie auf die Knie nieder, legte ſelbſt den Kopf auf den Block und fragte:

»Liege ich ſo recht?«

»Ja,« antwortete der Beccajo in rauhem Tone.

»Ich bitte Euch, laßt mich nicht lange leiden.«

Es trat Todtenſtille ein und der Beccajo hob ſein Beil.

Nun aber folgte ein entſetzlicher Auftritt.

Sei es, daß die Hand des Henkers nicht ſicher genug war, ſei es, daß ſie nicht das nöthige Gewicht hatte, kurz der erſte Hieb bewirkte blos einen tiefen Einſchnitt in den Nacken der Verurtheilten, trennte aber nicht die Wirbel.

Luiſa ſtieß einen lauten Schrei aus, ſprang von Blut überſtrömt in die Höhe und bewegte die Arme wild in der Luft.

Der Henker packte ſie bei ihrem kurz abgeſchnittenen Haar, drückte ſie wieder auf den Block nieder und führte unter dem lauten Geheul und den Verwünſchungen der gaffenden Menge einen zweiten und einen dritten Streich, ohne daß es ihm gelang den Kopf vom Rumpfe zu trennen.

Nach dem dritten Streiche entrang Luiſa, vor Schmerz wahnſinnig, Gott und die Menſchen um Hilfe anrufend und in Blut gebadet, ſich ſeinen Händen und wollte ſich mitten unter die Menge hinabſtürzen; der Beccajo aber ließ ſein Beil fallen, griff zu ſeinem Schlachtmeſſer, der Waffe, womit er beſſer umzugehen wußte, hielt die arme Märtyrerin feſt, umſchlang ſie mit dem einen Arm und ſtieß ihr ſein Meſſer unter dem Schlüſſelbein in die Bruſt.

Das Blut ſpritzte in einem funkelnden Strahl heraus, die Arterie war durchſchnitten. Diesmal war die Wunde tödtlich.

Luiſa ächzte, hob Augen und Hände gegen Himmel und brach dann zuſammen.

Sie war todt.

Gleich bei dem erſten Streiche mit dem Beil war der Chevalier San Felice ohnmächtig geworden.

Dies war mehr, als der Pöbel des Altmarktes, ſo gewöhnt er auch an dergleichen Schauſpiele war, ertragen konnte, ohne ſich einzumiſchen. Er ſtürzte ſich auf das Schaffot, welches er binnen wenigen Secunden demolirte,

und auf den Beccajo, den er in einem Augenblick in Stücke riß.

Dann baute man aus den Trümmern des Schaffots einen Scheiterhaufen, auf welchem man den Henker verbrannte, während einige fromme Seelen an der Leiche der Hingerichteten beteten, welche man am Fuße des großen Altars in der Kirche del Carmine niedergesetzt.

Den immer noch ohnmächtigen Chevalier hatte man in das Officium der Bianchi gebracht.

* * *

Die Hinrichtung der unglücklichen San Felice war die letzte, welche in Neapel stattfand. Bonaparte, welchen der Capitän Skinner am Bord des „Muiron“ gesehen, täuschte, wie König Ferdinand sehr richtig vorausgesehen, die Wachsamkeit des Admiral Keith, landete am 8. October in Fréjus, vollführte am nächstfolgenden 9. November den unter dem Namen des 18. Brumaire bekannten Staatsstreich, gewann am 14. Juni des nächsten Jahres die Schlacht bei Marengo und forderte, indem er mit Oesterreich und dem Königreich beider Sicilien den Frieden unterzeichnete, von König Ferdinand Einstellung der Hinrichtungen, Oeffnung der Gefängnisse und Rückkehr der Verbannten.

Beinahe ein Jahr lang war auf allen öffentlichen Plätzen des Königreiches das Blut der Verurtheilten geflossen und man schätzt die Schlachtopfer der bourbonischen Reaction auf mehr als viertausend.

Die Staatsjunta, welche glaubte, daß gegen ihre Aussprüche keine Berufung zulässig sei, täuschte sich aber. In Ermanglung der menschlichen Gerechtigkeit appellirten die Schlachtopfer an die göttliche und Gott hat die gefällten Urtheile cassirt. Das Haus der Bourbonen von Neapel hat aufgehört zu regieren, und dem Worte des Herrn gemäß sind die Sünden der Väter heimgesucht worden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Nur Gott allein ist groß.

Der Capitän Skinner oder vielmehr Bruder Giuſeppe kehrte, nachdem er Salvato die letzten Pflichten erwieſen, in das Kloſter auf dem Berge Monte Caſſino zurück und die armen Kranken der Umgegend, welche drei oder vier Monate lang vergebens nach ihm gefragt, ſahen von Neuem von der Abenddämmerung bis Tagesanbruch am höchſten Fenſter des Kloſters einen Lichtſchimmer leuchten.

Es war die Lampe des Skeptikers oder vielmehr des verzweifelten Vaters, welcher fortfuhr Gott zu ſuchen, ihn aber nicht fand.

* * *

Heute, am 25. Februar 1865, um 10 Uhr Abends, habe ich dieſe Erzählung beendet, die ich am 24. Juli 1863, meinem Geburtstage, begonnen.

Achtzehn Monate habe ich fleißig und gewiſſenhaft zum Ruhme des neapolitaniſchen Patriotismus und zur Schmach der bourboniſchen Tyrannei dieſes Monument aufgebaut. Unparteiiſch wie die Gerechtigkeit, möge es unvergänglich ſein wie das Erz.

Nachtrag.

Im Laufe der Veröffentlichung des hiſtoriſchen Romans, welchen man ſoeben geleſen, ward von der Tochter der unglücklichen Luiſa San Felice der nachſtehende Brief an den Redacteur des Journals „l'Indipendente“ gerichtet, welches Herr Alexander Dumas in Neapel herausgibt, und in welchem eine italieniſche Ueberſetzung des vorliegenden Romans erſchienen iſt. Wir theilen dieſen Brief hier eben ſo mit wie die von Herrn Dumas darauf gegebene Antwort, und ſind überzeugt, daß dieſe beiden Documente mit großem Intereſſe geleſen werden. Die Verleger.

»An den Herrn Redacteur des »Indipendente« in Neapel.

»Herr Redacteur!

»Als Tochter von Luisa Molina San Felice, welche zur Heldin eines Romanes gewählt worden, den Herr Dumas in dem »Indipendente« veröffentlicht, fühle ich die doppelte Pflicht, die eigentliche Herkunft meiner Mutter zu constatiren, und noch einige andere Ungenauigkeiten zu berichtigen, die in einem Romane vorkommen, welcher historisch sein will, während doch die Geschichte niemals das Alter oder die wesentlichen Umstände der Personen fälscht, welche sie zu schildern unternimmt. Wenn ich dieser Pflicht ein wenig spät genüge, so liegt der Grund darin, daß ich ein zurückgezogenes Leben führe und mich mit der Lectüre von Journalen fast gar nicht befasse.

»Wissen Sie daher, und ich kann es Ihnen durch Documente beweisen, daß meine Mutter Luisa die Tochter von Signor Pietro Molina und seiner Ehegattin Camillo Salinero war. Sie ward geboren am 28. Februar 1764 in einem zu dem Kirchspiel Santa Anna di Palazzo gehörigen Hause, wo sie auch getauft ward. Signor Andrea delli Monti San Felice, der Gatte meiner Mutter, war am 31. März 1763 im Kirchspiel San Liborio geboren und hier auch getauft. Es bestand daher zwischen ihm und seiner Gattin nicht jene große Ungleichheit des Alters, welche der historische Romandichter erwähnt, und die Vermälung ward am 29. September in der Kirche San Marco di Palazzo vollzogen.

»Luisa Molina's Aussteuer betrug übrigens nicht fünfzigtausend Ducati, wohl aber gaben ihre Aeltern ihr eine von sechstausend Ducati, wie aus dem von dem Notar Donato Cervelli aufgesetzten Ehecontract hervorgeht.

»Diese Aufschlüsse würden Herrn Dumas zum Zweck, dem Andenken meiner Mutter eine Verleumdung zu ersparen — denn die Veröffentlichung des Romanes kann ich

in Folge der Preßfreiheit nicht verhindern — ertheilt worden sein, wenn er sie verlangt hätte, wogegen er sich, ganz im Widerspruch mit der Wahrheit, in der Geschichte der Bourbons von Neapel Seite 120 und 121 begnügt zu versichern, er sei bei mir gewesen, aber ich hätte meine Mutter verläugnet und ihm jeden Aufschluß verweigert.

»Haben Sie daher die Güte, diesen Brief zu veröffentlichen und in der Ausgabe, welche Sie von dem Roman veranstalten, eine für meine Familie durchaus nicht ehrenwerthe Herkunft, ein durch die Geburtsurkunden widerlegtes Alter und eine geradezu erdichtete Aussteuer zu berichtigen. Die Loyalität, mit welcher Sie zu Werke gehen, gibt mir die Ueberzeugung, daß Sie alle diese Berichtigungen bewirken werden, und ich sage Ihnen im Voraus dafür meinen Dank.

»Ihre ganz ergebene

»Maria Emmanuela delli Monte San Felice.

»Neapel, am 25. August 1864.«

Die Antwort des Herrn Alexander Dumas auf diesen Brief lautet folgendermaßen:

»Signora!

»Wenn ich mich in dem Roman: »Die San Felice« kraft der Vorrechte des Romandichters von der materiellen Wahrheit entfernt habe, um in das Gebiet des Idealen hinüberzustreifen, so bin ich dagegen in meiner Geschichte der Bourbons von Neapel, so viel es mir möglich gewesen, jenem geheiligten Pfad des Wahren gefolgt, von welchem der Geschichtschreiber unter keinem Vorwand abweichen darf.

»Ich sage, so viel es mir möglich gewesen, denn Neapel ist die Stadt, wo es am leichtesten ist, sich zu verirren, wenn man die Wahrheit zu ermitteln bestrebt ist und ihren Spuren zu folgen versucht. Deshalb hatte ich mir auch vorgenommen, mich direct an Sie zu wenden, weil Sie als Tochter des unglücklichen Schlachtopfers des Königs Ferdinand mir das meiste Interesse daran zu haben

ſchienen, daß zum erſten Male Licht in dieſe finſtere, blutige Angelegenheit gebracht werde. Ich verſuchte damals zu Ihnen zu gelangen, Signora, aber es war mir unmöglich. Ich beauftragte einen Freund, Ihren Landsmann M. F., meine Stelle zu vertreten. Er hatte die Ehre Ihnen zu ſagen, zu welchem Zwecke er Sie zu ſprechen wünſchte und was der Aufſchluß beträfe, den er von Ihnen zu erlangen ſuchte. Er erhielt jedoch, wie er mir verſichert, von Ihnen eine Antwort, die in Bezug auf das Andenken Ihrer Frau Mutter einen ſolchen Mangel an Ehrerbietung verrieth, daß ich trotz ſeiner Verſicherung nicht glauben kann, dieſe Antwort ſei wirklich von Ihnen gegeben worden. Ich beſchloß daher mit einigen Zeitgenoſſen der Märtyrerin zu ſprechen und zu den in den Werken von Coletta, von Cuoco und einigen anderen Hiſtorikern enthaltenen Aufſchlüſſen die hinzuzufügen, welche mir vielleicht auf mündlichem Wege gegeben würden.

»Ich ſprach bei dieſer Gelegenheit einen alten zweiundachtzigjährigen Arzt, deſſen Namen ich vergeſſen und welcher den ſpäter verheirateten jungen Prinzen della Grazie, eine Tante der Prinzeſſin Maria und den Herzog von Rocca Romano, Nicolino Caracciolo, welcher auf dem Pauſilippo wohnte, zu behandeln gehabt hatte.

»Auf dieſem Wege gelang es mir, da Sie, Signora, ſich geweigert, für meine Geſchichte der Bourbons von Neapel einige Aufſchlüſſe zu erlangen, welche ich für richtig halte, und gegen dieſe wenigſtens haben Sie auch nicht proteſtirt. Ich ſage Ihnen aber nochmals, Signora, das dem Romandichter offenſtehende Feld iſt größer, als der dem Hiſtoriker vorgezeichnete Weg. In einem Werke, worin die Einbildungskraft nothwendig eine große Rolle ſpielt, wollte ich bei Schilderung der beklagenswerthen Periode, in welche das Leben Ihrer Frau Mutter fiel, gewiſſermaßen aus reinem Zartgefühle, die beiden Hauptperſonen meines Buches, die Helden meiner Erzählung, idealiſiren. Ich wollte, daß man Luiſa Molina wiedererkenne, aber ſo wie man im

Alterthum die Göttinnen ſah, welche den Sterblichen erſchienen, das heißt durch eine Wolke hindurch. Dieſe Wolke ſollte dieſer Erſcheinung Alles benehmen, was ſie vielleicht Materielles hätte. Sie ſollte die Perſon von ihren Familienbanden iſoliren, damit ihre nächſten Verwandten ſie wiedererkennen möchten, aber ſo wie man einen Schatten wiedererkennt, der aus dem Grabe aufſteigt und der, obſchon er wieder ſichtbar geworden, doch wenigſtens ungreifbar bleibt.

»Deshalb erſann ich für meine Heldin die völlig erdichtete Abſtammung von dem Fürſten Caramanico und zwar weil ich aus Luiſa Molina ein ganz beſonderes Weſen, welches der Inbegriff aller Vollkommenheiten wäre, machen, und auf ſie einen jener poetiſchen Strahlen lenken wollte, welche das Andenken eines Menſchen umgeben, der ſeltener Weiſe, während er mit der Geſchichte des Königs Ferdinand und den Liebesabenteuern der Königin Carolina verwebt iſt, die duftige Glorie der Leidenſchaft, der Redlichkeit und des Unglücks bewahrt hat.

»Wenn dies, Signora, ein Fehler iſt, ſo geſtehe ich, daß ich denſelben wiſſentlich begangen habe, und in meinem Irrthume beharrend, füge ich hinzu, daß, wenn mein Roman, anſtatt geſchrieben zu ſein, erſt noch geſchrieben werden ſollte, Ihre Reclamation, wie richtig ſie auch iſt, mich nicht bewegen würde, an dieſem Theile meiner Erzählung etwas zu ändern.

»Was die zweite Perſon betrifft, die ich in Scene geſetzt und der ich den Namen Salvato Palmieri gegeben, ſo brauche ich wohl kaum erſt zu ſagen, daß dieſelbe niemals exiſtirte, oder wenn ſie exiſtirt hat, dies doch nicht unter den Verhältniſſen geſchehen iſt, in welche meine Feder dieſe Perſönlichkeit verſetzt hat.

»Werden Sie aber den Muth haben, Signora, mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich die ſo wenig anſprechende Perſönlichkeit Ferdinand Ferry's nicht wieder habe aufleben laſſen, dieſes freiwilligen Kämpfers